OLZ

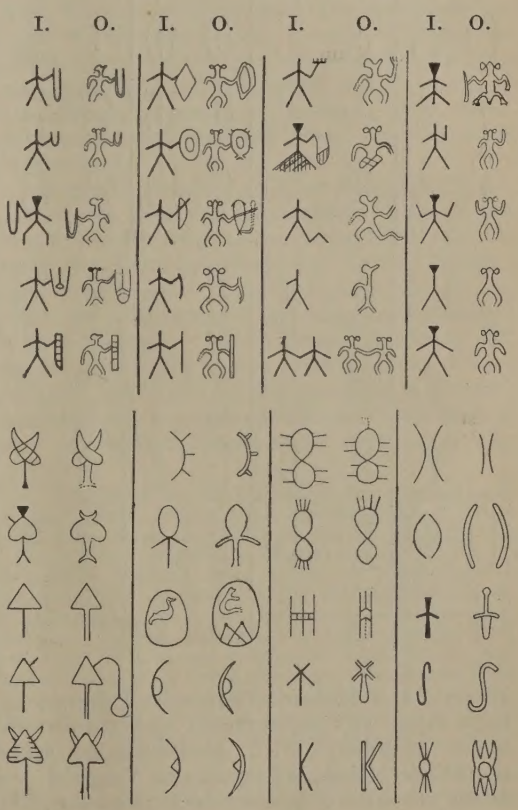
XXXVII / 11 NOVEMBER 1934

Osterinselschrift und Indusschrift.

Von W. v. Hevesy.

Anläßlich eines Kollegs, das im Frühjahr 1932 in Paris über die von Sir John Marshall entdeckte Induskultur (Mohenjo-Daro, Harappa) gehalten wurde[1], erwähnte der Vortragende, daß die Bilderschrift dieser Kultur sich mit keiner anderen in Zusammenhang bringen lasse; von einigen Anklängen an die protoelamitische abgesehen, stünde sie ganz vereinzelt da. Hierbei war jedoch nur an westlich vom Indus gebrauchte Bilderschriften gedacht worden. Dies bot einen Anreiz, zumindest einen flüchtigen Blick auch auf Schriften des ferneren Ostens zu werfen. Da mir gerade die Abbildung einer Schrifttafel von der Osterinsel zur Verfügung stand, wurde dort begonnen[2]. Bereits bei ganz flüchtigem Vergleich der Bildzeichen mit den von Hunter veröffentlichten von Mohenjo-Daro[3], konnte ich ein gemeinsames Zeichen, , finden. Da dieses nicht als ein allzueinfaches Zeichen zu werten war, schien weitere Nachschau nicht mehr unbegründet. Hierzu mußten erst Abbildungen der verschiedenen Osterinsel-Schrifttafeln beschafft werden, ein etwas langwieriges Unternehmen, weil diese Tafeln in sieben Museen zerstreut sind[4]. Nichtsdestoweniger gelang es mir, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Übereinstimmung von etwa 160 Zeichen festzustellen. Bereits im September 1932 konnte ich durch Paul Pelliot, der diese Aufgabe zu übernehmen die Güte hatte, meine Resultate der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres in Paris vorlegen.

Bei aller Vorsicht, die man bei ähnlichen Untersuchungen und namentlich bei den daraus zu ziehenden Schlüssen walten lassen muß, scheint kein Zweifel darüber zu bestehen, daß zumindest ein sehr großer Teil der Schriftzeichen auf den Indus-Siegeln und jener auf den Holztafeln der Osterinsel einander außerordentlich ähnlich, ja geradezu miteinander identisch sind. Ich verweise auf die hier beigegebenen Abbildungen[1]. Und wenn auch die



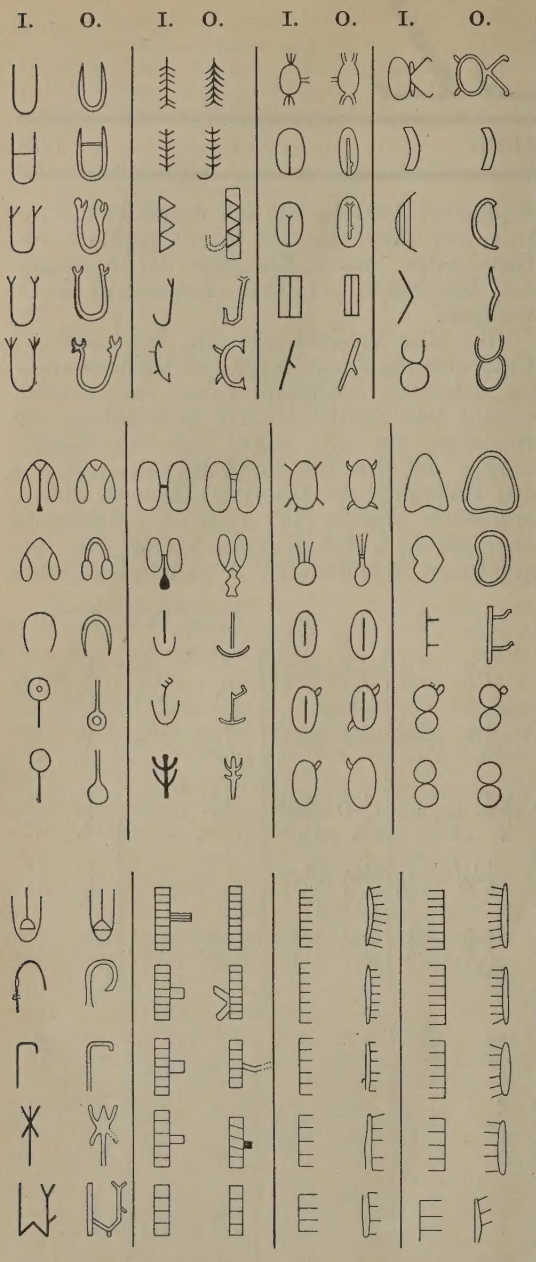
1) Die in den Kolonnen jeweils links abgebildeten Zeichen sind die aus Indien, die rechts die von der Osterinsel.

1) Sir John Marshall, Mohenjo-Daro and the Indus Civilisation. London 1931.

2) In Mrs. Scoresby Routledge's The Mystery of Easter Island. (II-nd Ed.) London 1920. — Die beste Bibliographie der Osterinsel dürfte jene des P. Martin Gusinde S.V.D. sein. (Bibliografia de la Isla de Pascua. Publicaciones del Museo de Etnologia y Antropologia de Chile, Tome II. Santiago de Chile 1922.)

3) Journal of the Royal Asiatic Society 1932. April-Heft, S. 494 usw.

4) Die besterhaltenen sind jene des Museums der Picpus-Brüder in Braine-le-Comte, Belgien. Dann gibt es ziemlich gut erhaltene in London, Leningrad, Washington, Santiago de Chile. Die in Berlin befindliche Tafel sowie zwei Tafeln in Wien sind für das Studium der Schrift nur mehr wenig brauchbar. Ich benutze hier die Gelegenheit, um den Patres von Braine-le-Comte für ihr stets außerordentlich freundliches Entgegenkommen bestens zu danken.



Zeichen von Mohenjo-Daro und Harappa infolge eines weit intensiveren Gebrauches einfacher ausgeführt, d. h. gewissermaßen schon normalisiert sind, so ergibt der Vergleich vor allem der homo-Zeichen doch zweifellos, daß es sich um zwei sehr nahe verwandte Schriften handelt. Noch wichtiger ist der Umstand, daß die Übereinstimmung sich teilweise auch auf das System dieser Schriften erstreckt. Beiderseits werden dieselben Nebenzeichen angewendet: man sieht die gleichen Stengel und Stiele sich an die Hauptzeichen angliedern, die gleichen Ringe und Strahlen sich dazugesellen, ja, den gleichen „Akzent" (accent circonflexe) sie bedecken. Man kann sich des Eindruckes, daß irgend ein geschichtlicher Zusammenhang vorhanden sein muß, nicht erwehren.

Weitere Mitteilungen über die Osterinselschrift, so über den Anfang des Textes auf den Tafeln, über deren Sprache, ferner über den Weg, auf dem man vielleicht zu ihrer Entzifferung wird gelangen können, behalte ich mir für einen späteren Zeitpunkt vor, bis gewisse im Zuge befindliche Arbeiten weitergediehen sein werden. Hier möchte ich mich bloß kurz mit jenen Fragen befassen, die sich aus dem Umstand ergeben, daß an so weit voneinander entfernten Orten[1] die gleichen Schriftzeichen gebraucht wurden, vor allem mit dem Problem ihrer Herkunft. Schwer zu erklären scheint auf den ersten Blick der gewaltige zeitliche Unterschied, da es sich ja am Indus um eine Schrift aus der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. handelt und diese Schrift noch dazu die höher entwickelte der beiden zu sein scheint. Wohl infolge insularer Abschließung, die häufigeren Gebrauch nicht aufkommen ließ und fremde Einflüsse verhinderte, dürfte die Osterinselschrift die ursprünglichere Form beibehalten haben, während jene des Industales schon früh abgeschliffen wurde. Daß die Verwendung der Schrift sich in Indien nicht allein auf das Beschreiben von Siegeln beschränkt hat, sondern daß ein viel breiterer Gebrauch davon gemacht wurde, ist nicht allein wahrscheinlich, sondern kann aus der Schrift selbst erschlossen werden. Sie weist nämlich auch Bustrophedon auf, eine Form, die bekanntlich verwendet wurde, um beim Lesen längerer Schriftstücke mit größerer Leichtigkeit von einer Zeile zu der folgenden übergehen zu können. Da nun keiner der Indus-Siegel mehr als drei Zeilen auf einer Seite enthält, wäre für diese allein das umständliche Bustrophedon nicht nötig gewesen; es ward offenbar verwendet, weil es eben zum Schriftsystem gehörte.

Kommen wir nun auf den Ursprung der beiden Schriften zu sprechen, so muß vorweg betont werden, daß ein jeder unmittelbare Zusammenhang zwischen Indien und der Osterinsel — etwa so, daß die Schrift von dieser Insel nach Mohenjo-Daro gelangt wäre oder umgekehrt — als vollkommen ausgeschlossen

1) Die Entfernung der beiden Fundorte beträgt 20000 Kilometer. Es handelt sich um Antipoden!

erscheint, allein schon aus dem Grunde, weil die auf der Osterinsel gefundenen Tafeln wohl nicht dort entstanden, sondern eingeführt worden sind. Einmal scheinen die Zeichen, die man auf den bekannten steinernen Bildsäulen der Insel[1] sowie auf den geschnitzten Holzfiguren[2] und in den Wandmalereien der Steinhäuser[3] findet, trotz gegenteiliger Versicherungen in der Literatur wenig mit den Zeichen der Schrift gemein zu haben. Dann spricht die Überlieferung der Insulaner davon, daß jener Häuptling Hotu-Matua, der einst mit seinen Schiffen und einigen hundert Leuten die Insel besetzte, bei diesem Anlasse auch „67 beschriebene Tafeln" mit sich gebracht habe[4], wozu zu bemerken ist, daß der geschichtlichen Tradition der Polynesier, was Richtigkeit und Genauigkeit anbelangt, zweifellos hoher Wert zuerkannt werden muß. Endlich ist auf Veranlassung Rivets, Direktors des Pariser Ethnographischen Museums, eine Untersuchung des Holzes der Tafeln begonnen worden. Bei einer der im Museum von Braine-le-Comte liegenden Tafeln, der sogenannten „tablette échancrée", ergab die Prüfung durch Corard, Assistenten am Pariser Laboratoire de Phanérogamie, Podocarpus-Holz. Beim heutigen Stande der Wissenschaft konnte es nicht festgestellt werden, ob es sich um Podocarpus ferruginea („black pine") oder um Podocarpus latifolia handelt, doch kommt keine der beiden auf der Osterinsel vor; man findet Podocarpus ferruginea auf Neuseeland, und angeblich auch auf der Insel Lord Howe der Salomongruppe, Podocarpus latifolia in Zentralamerika, auf Celebes und den Molukken, einer Quelle zufolge auch in „India Orientalis" und „Malaysia"[5]. Daß die Polynesier auf ihren Reisen auch sonst Schrifttafeln mitgeführt haben, behauptet auch eine von Smith mitgeteilte Überlieferung der Neuseeländer Maori, wonach einer der dort gelandeten Häuptlinge, Tamatea, eine von seinen Ahnen „aus einem fernen Lande mitgebrachte Steintafel mit Schrift (*tuhi tuhi*)" in einer Höhle der Südinsel in sichere Verwahrung gebracht hätte[1].

Zu welchem Zeitpunkte und auf welchem Wege sind nun die Tafeln auf die Osterinsel gelangt? Die vom Westen aus Indonesien her erfolgte Besiedelung des Stillen Ozeans soll die Polynesier bereits im 5. Jahrhundert n. Chr. nach Hawaii gebracht haben. Die intensivste Befahrung dieses Ozeans durch sie erfolgte aber im 12. Jahrhundert; damals fanden die Leute von Tahiti z. B. bereits mit Sicherheit ihren Weg nach Hawaii und zurück, jeweils über 4000 Kilometer auf hoher See, also eine höchst achtunggebietende Leistung. Zwischen dem 5. und 12. Jahrhundert dürfte auch die Besiedelung der Osterinsel durch Hoto-Matua erfolgt sein, wobei ich der Ansicht Meyer und Jablonowskis beipflichte, daß dieser zumindest vor 30 Generationen gelebt haben muß. Welche Inseln es waren, auf denen sich die Osterinselschrift bis dahin erhalten hatte, kann nicht gesagt werden. Immerhin sei daran erinnert, daß auf Inseln, die wahrscheinlich auf dem Wege von Polynesier-Wanderungen gelegen waren, wie Guam, Ponape, Tinian usw. Reste einer gewaltigen neolithischen Kultur vorhanden sind. Erst kürzlich hat Lavachery auf Übereinstimmungen zwischen den Steindenkmälern Guams und jenen der Osterinsel hingewiesen[2].

Jedenfalls waren die Leute, welche die Tafeln anfertigten, besonders geschulte Spezialisten. Schon eine flüchtige Betrachtung zeigt, und dies trotz der Kompliziertheit der meisten Zeichen, eine derart hohe Kunstfertigkeit, namentlich eine so ausnehmend genaue Linienführung und Verteilung, daß sie unbedingt einer sehr langen, geradezu schon zunftmäßigen Übung bedurft hat[3]. So ist die in Braine-le-Comte aufbewahrte sogenannte *mamari*-Tafel in ihrer Art ein kleines Kunstwerk; man kann über

1) Henry Lavachery, Contribution à l'étude des statuettes de l'Île de Pâques. Bulletin de la Société des Américanistes de Belgique. 1932. Juni-Heft, S. 22.

2) Ibid. S. 26.

3) Abgebildet im Anhang zu Geiseler, Die Osterinsel. Berlin 1883. (Tafeln 7, 8, 12, 13, 14, 16, 17.)

4) Mit Hoto-Matua, seiner Reise, seiner Genealogie beschäftigen sich wohl am eingehendsten Meyer und Jablonowski, 28 Schädel von der Osterinsel. Abhandlungen und Berichte des kgl. Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden. 1900/1, Band IX, Nr. 4.

5) H. L. Gerth van Wijk, A Dictionary of Plant Names. Harlem 1909. — Untersuchungen an dem Holze weiterer Tafeln, so jener von Washington und Leningrad sind mir bereits zugesagt worden.

1) S. Percy Smith, Hawaiki: The original home of the Maori. (IV-th Ed.) London 1921, S. 57. — Daß man neben der Verwahrung der Schrifttafeln auch auf eine möglichste Bewahrung der Schrift auf denselben bedacht war, zeigen an einer Tafel in Santiago die Vertiefungen für die Anbringung der Schriftzeichen, d. h. die Belassung eines jeweiligen erhöhten Randes zwischen den Zeilen zwecks Schonung der Zeichnungen. — Was die Erhaltung von Holz selbst anbetrifft, so hängt sie, abgesehen von der Holzart, von den klimatischen Umständen usw. ab; man besitzt bekanntlich noch gut erhaltene Holzstatuetten der V. ägyptischen Dynastie, also Holz aus dem 3. Jahrtausend.

2) Henry Lavachery, L'île de Pâques et les îles Marianes. Bulletin de la Société des Américanistes de Belgique 1933. August-Heft. S. 96.

3) Die vorgenommene photographische Vergrößerung einiger Tafeln auf das doppelte und dreifache bestärkt noch diesen Eindruck.

die wundervolle Technik des Schreibers nicht genug staunen. Eine andere dortige Tafel, die *tahua*, enthält auf doppelseitigem Raum von nur 95 × 12 cm nicht weniger als 1500 Bilder usw.

Weit wichtiger als die Fragen, auf welcher Insel etwa die Tafeln verfertigt und wie sie dann auf die Osterinsel gelangt sind, ist aber jene, wo die systematische Bilderschrift selbst, die auf ihnen erscheint, geschaffen worden, mit anderen Worten, wo die möglicherweise älteste Schrift eigentlich erfunden worden ist? Diese Frage läßt sich heute nicht sicher beantworten. Nichtsdestoweniger sei mir erlaubt, einige ganz unmaßgebliche Eindrücke wiederzugeben, die vielleicht etwas zur Klärung beitragen könnten. Einzelne Bildzeichen, namentlich auf der schon erwähnten *mamari*-Tafel, scheinen mir Affen und Elefanten darzustellen. Damit wäre die Urheimat der Schrift schon einigermaßen begrenzt und es entfiele z. B. das Gebiet Polynesiens, wo diese Tiere nicht vorkommen. Großer Fischreichtum, ferner Seevögel unter den Bildern weisen auf Meeresnähe, d. h. auf ein zumindest teilweise vom Meere begrenztes Gebiet hin. Bleibt also zunächst die Frage, ob dieses Gebiet eine der großen Inseln Südostasiens war oder ob es auf dem Festlande lag. Heine-Geldern ist der Ansicht, daß die polynesische Kultur, deren Grundstock ihm zufolge irgendwo im formosanisch-philippinisch-celebensischen Gebiete entstanden ist, wahrscheinlich auch von einer „ostasiatischen Hochkultur" beeinflußt wurde[1]. Für irgend eine derartige Hochkultur des Festlandes, die also auch die Osterinselschrift hervorgebracht haben könnte, spricht so ziemlich Alles[2]. Vom Festlande war auch die Verbreitung der Schrift leichter als von anderswo. Nun ist aber diese Verbreitung größer, als ich sie anfänglich angenommen habe. Heine-Geldern und Anna Rottauscher in Wien, dann, unabhängig von ihnen, Shirokogoroff in Peiping (dieser ließ sich auch von chinesischen Schriftgelehrten helfen,) ist es vor ganz kurzem gelungen festzustellen, daß auch viele chinesische Schriftzeichen der Schang und der früheren Tschou-Zeit jenen der Osterinsel entsprechen. Es wäre zu wünschen, daß diese Forscher, insbesondere die erstgenannten, welche die eingehendere Arbeit geleistet haben, ihre Ergebnisse baldigst publizieren. Ich, dem diese Arbeiten freundlichst zur Verfügung gestellt wurden, muß mich hier darauf beschränken, meiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß bezüglich der Übereinstimmung der betreffenden zum Teil sehr komplizierten Schriftzeichen Zweifel nicht wohl möglich sind. Mein persönlicher Eindruck, für den Beweise vorläufig natürlich noch nicht beigebracht werden können, ist, daß die Urform der hier besprochenen Schriften überhaupt in Ostasien entstanden ist.

Gibt es andere Bilderschriften als jene Indiens und Chinas, welche auf die gleiche Quelle wie die Osterinselschrift zurückgehen? Für die proto-elamitische ist ein Zusammenhang nicht unwahrscheinlich. Es gelang mir bisher in 36 Fällen Übereinstimmung zwischen proto-elamitischen und Schriftzeichen der Osterinselschrift zu entdecken, wozu noch zu bemerken ist, daß in etwa der Hälfte der Fälle Entsprechungen in der Indusschrift fehlen. Eine diesbezügliche Veröffentlichung gedenke ich folgen zu lassen.

Was das Verhältnis zwischen den vier hier besprochenen und anderen alten vorderasiatisch-mediterranen Schriftarten betrifft, wird es gut sein, die Worte Sir John Marshalls zu beherzigen: "We must be careful not to let these obvious resemblances mislead us into imagining that the Indus script was directly borrowed from any other country. The truth seems to be that all these scripts are interrelated, but only up to a certain point. Their underlying principles are the same and there is every likelihood that they are all derived from one common origin, which probably went far back into neolithic times; but in each case they were just as individual in character, just as peculiar to the people who evolved them, as were the languages they were designed to record"[1].

Ist es zu gewagt, hier die Vermutung auszusprechen, daß von allen bisher bekannten Schriftarten die der Osterinsel der Urform dieser von Sir John Marshall vorausgesetzten neolithischen Schrift am nächsten steht?

Erfreulicherweise hat die Feststellung des gemeinsamen Ursprungs der Indus- und Osterinselschrift den Anstoß dazu gegeben, die Osterinsel nunmehr eingehend wissenschaftlich zu erforschen. Auf Anregung hauptsächlich Paul Rivets ist zu diesem Zweck eine französisch-belgische, beiderseits von den Regierungen unterstützte Expedition an Bord des französischen Kriegsschiffes Rigault-de-Genouilly dorthin abgegangen. Teilnehmer waren der

1) Heine-Geldern, Urheimat und früheste Wanderung der Austronesier, „Anthropos". 1932. S. 606.

2) Vgl. auch N. Matsumoto in „Shigaku". 1934, S. 138.

1) Mohenjo-Daro and the Indus Civilisation. Band I, S. 41.

Kustos des Brüsseler „Musée National d'Art et d'Histoire" Lavachery, der Pariser Ethnologe Metraux und als Leiter der bekannte Archäologe Louis Watelin, seinerzeit Chef der Ausgrabungen der „Joint Oxford University und Chicago Field Museum Expedition" in Kish. Sie sollten um den 1. August auf der Osterinsel eintreffen und nach fünfmonatigem Aufenthalt von einem belgischen Schulschiff abgeholt werden. Mit Feuereifer hatte sich Watelin der Sache gewidmet. Es war sein sehnlichster Wunsch, diese Forschungsreise zu leiten. Von allen Stationen des Rigault-de-Genouilly kamen von Glück strahlende Briefe über die neue Aufgabe, die er sich gestellt hatte. Auf der winterlichen Fahrt durch die Magellan-Straße erkrankte er an Lungenentzündung. Angesichts der Küste von Chile ereilte ihn der Tod. Seine Mitarbeiter dachten, sein Andenken am besten dadurch zu ehren, daß sie das Unternehmen fortsetzen. Am 29. Juli ist die Expedition auf der Osterinsel eingelangt.

Besprechungen.

Allgemeines.

Bossert, Dr. H. Th.: Geschichte des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker. In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten hrsg. Band V. Berlin: Ernst Wasmuth A.-G. [1932]. (VIII, 480 S. m. Abb., 28 Taf.) 4°. Hlw. RM 37.50. Bespr. von Robert Schmidt, Berlin.

Die Befürchtung, daß dieses breit angelegte Werk ein vorzeitiges Ende finden werde, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt. Wenigstens ist jetzt der 5. Band erschienen und man darf hoffen und muß dringend wünschen, daß es dem energischen Verlag gelingt, auch den noch ausstehenden letzten Band herauszubringen, der mit der Fortführung der Arbeit von der Renaissance an bis zur Jetztzeit das Unternehmen zu seinem notwendigen Abschluß führen soll.

In dem jetzt vorliegenden Band 5 behandelt Adolf Mahr das irische Kunstgewerbe, Wolfgang Fritz Volbach das christliche Kunstgewerbe der Spätantike und des frühen Mittelalters im Mittelmeergebiet, Wladimir Zaloziecky das byzantinische Kunstgewerbe in der mittelalterlichen und spätmittelalterlichen Periode. Es schließt sich an Peter Metz, der das Kunstgewerbe von der Karolingerzeit bis zum Beginn der Gotik bearbeitet hat, und Heinrich Kohlhaussen mit dem gotischen Kunstgewerbe.

Aus dieser Übersicht geht schon hervor, daß der Leser der Orientalistischen Literaturzeitung in diesem Bande keine große Ausbeute für sein spezielles Arbeitsgebiet finden wird, so daß Referent sich diesmal kürzer fassen kann als bisher.

Volbachs äußerst gewissenhafte, auf Grund einer umfassenden Denkmälerkenntnis geschriebene Darstellung des altchristlichen Kunstgewerbes sucht den verwickelten Problemen dieses Sondergebiets auf den Grund zu gehen; daß das nach dem heutigen Stand der Forschung nicht immer gelingen kann, ist selbstverständlich und wird auch offen zugegeben.

Interessant für den Orientalisten ist hier die große Rolle, die die Stoffe Asiens von sehr früher Zeit an für das europäische Kunstgewerbe, bzw. für die Mittelmeerkunst gespielt haben. Schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten kamen aus China Stoffe und Rohseide nach dem Westen, nach Antiochia und nach Konstantinopel. Aber schon im dritten, sicher im vierten Jahrhundert hatte auch Persien schon seine eigenen Webereien, und für Byzanz beweisen entsprechende Edikte bereits in der Zeit Konstantins eigene kaiserliche Manufakturen. Sehr klar und gründlich sind Volbachs Ausführungen über die ägyptische Woll- und Seidenweberei; bei den ägyptischen Seidenstoffen (Antinoë) wird wiederum ein starker sassanidischer Einfluß konstatiert. Zaloziecky dagegen bestreitet jeden östlichen Einfluß auf Byzanz, besonders in der Textilkunst. Er, der die byzantinische Kunst ganz von der Spätantike ableitet, ist im Gegenteil der Meinung, daß Byzanz starke Anregungen an den Osten weitergegeben hat, daß „die Mittelmeerkunst (vor allem ihre Kontinuierung in Byzanz) für den Orient der gebende Teil war und nicht umgekehrt" (S. 181). Das ist m. E. ganz gewiß unrichtig. Ebenso scheint mir nicht ganz stichhaltig die starre Ansetzung von drei verschiedenen Stilphasen in der byzantinischen Kunst, die bei der Goldschmiedekunst und den Elfenbeinen z. B. sich schon nicht decken. Sehr zu bedauern ist hier, — ebenso wie bei dem Volbachschen Artikel — das Fehlen aller zeitlichen und örtlichen Angaben unter den Abbildungen; man muß immer erst im Text suchen, findet allerdings auch da oft nur vorsichtig-vage Andeutungen.

Kohlhaussen endlich gibt einen sehr lebendigen, wenn auch oft allzu gedrängten Überblick über das gotische Kunstgewerbe. Für den Leser dieser Zeitschrift ist es von Interesse, auch hier wiederum im Gebiet der Seidenweberei vom Eindringen persischer und chinesischer Einflüsse zu hören. Persien wurde „von der Spätzeit des 13. Jahrhunderts ab durch Aufnahme und Weiterleitung der ostasiatischen Seidenmuster sozusagen Angelpunkt und Einfallstor eines unendlich fruchtbaren Musterschatzes für das gotische Formlager" (S. 439). Wichtig nun auch das weitere Eindringen orientalischer Kunstwerke nach Europa, wie etwa der fatimidischen Kristall- und Glasschnittarbeiten, der vereinzelten chinesischen Keramiken, die für kirchlichen wie profanen Gebrauch in edle Metallfassungen gebracht wurden. Auch die noch nicht restlos geklärten Beziehungen zwischen der frühen syrischen und venezianischen Emailglasmalerei werden berührt.

Viele hunderte von Textabbildungen und 28 teils lithographische teils in Farbdruck trefflich ausgeführte Tafeln beweisen, daß der Verlag auch hier wieder seine bewährte Kraft voll eingesetzt hat.

Preisendanz, Karl: Papyrusfunde und Papyrusforschung. Leipzig: K. W. Hiersemann 1933. (XVI, 372 S.) gr. 8°. RM 20 —. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Wenn man mich gefragt hat, woher die Papyri stammten, wie sie gefunden worden seien, wo sie aufbewahrt würden — solche Fragen werden oft gestellt — dann habe ich geantwortet, so gut ich's konnte, aus dem Wissen, das mir im Augenblick zu Gebote stand. Wie lückenhaft und unsicher dies Wissen war, sehe ich jetzt an P.s Buch, denn darin

entdecke ich viele Einzelheiten, die mir nur unbestimmt vorschwebten oder gar nicht bekannt waren. Der Laie wird alles, was es bringt, mit gleichem Dank und gleicher Teilnahme begrüßen; den Papyrologen von Fach, der über die neuen Entdeckungen einigermaßen Bescheid weiß, reizen vor allem die ersten Abschnitte, denn sie erzählen von den Papyri des Abendlandes, griechischen wie lateinischen, von einem Briefe, den der byzantinische Kaiser Michael II. an Ludwig den Frommen geschrieben hat, von Merovingerurkunden, von päpstlichen Bullen, von Papyri mit georgischer Schrift und am ausführlichsten von den berühmten volumina Herculanensia, die noch immer nicht erschöpft sind. Daß diese sehr lehrreiche Reihe kleine Lücken aufweist, wird dem Verf. niemand verdenken, der nur eine Ahnung davon hat, wie schwer sich solch ein Gebiet überblicken läßt. Die Wachstafeln freilich hätten nicht für sich, sondern im Zusammenhange mit den Schreibtafeln überhaupt behandelt werden sollen, dann wäre das Gesamtbild richtiger geworden.

Die Übersicht über die Papyrusfunde und Papyrusgrabungen in Ägypten, über die Papyrussammlungen und über die papyrologische Arbeit in Europa wie in Amerika hätte vielleicht etwas strenger geordnet und gegliedert werden können; der Fachmann darf sogar bekennen, daß ihm die Form des Lexikons oder der Tabelle handlicher sein würde. Aber der Laie, an den der Verf. mit Recht denkt, würde auf die breite Erzählung, auf den behaglichen Ton der Plauderei gewiß nicht verzichten wollen. Und da das Register am Schlusse dem Bedürfnis des Fachmanns entgegenkommt, wird er sich gern dem Wunsche des Laien bequemen, wird auch die Bilder vom Wirken einzelner Papyrusforscher gelten lassen.

Für eine zweite Auflage möchte ich allerdings um eine Umarbeitung der „Papyruskundlichen Literatur" S. 301ff. bitten. Im jetzigen Zustande mangelt ihrer Gliederung der einheitliche Gesichtspunkt; der Versuch, eine systematische Ordnung in alphabetische Folge zu zwingen, scheint mir nicht gelungen. Im einzelnen fehlt hier auch manches wichtige Buch. Das ganze Werk würde durch knappere Fassung gewinnen und sich bei billigerem Preise noch mehr Leser gewinnen.

Möge der Verf. aus meinen Worten entnehmen, daß ich ihn aufmerksam gelesen habe; der Dank versteht sich von selbst, zumal für mich, der ich seine besondere Art seit langem kenne und schätze.

Ägyptologie.

Kulturgeschichte des Alten Orients. Von A. Alt u. a. Abschn. 1: **Kees**, Hermann: **Ägypten.** München: C. H. Beck 1933. (XXVI, 372 S., 1 Kte. d. alt. Ägyptens, 59 Abb. auf 32 Taf. u. 6 Abb. im Text.) gr. 8°. = Handbuch d. Altertumswiss. Abt. 3, Teil 1, Bd. 3, Abschn. 1. RM 18—; Lw. 24—. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Als Adolf Ermans Buch „Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum" erschien, öffnete es nicht nur dem Laien, sondern auch den meisten Jüngern der Altertumswissenschaft eine kaum bekannte Welt. Gerade weil es eine Fülle neuen Stoffes zum ersten Male zu einem Gesamtbilde verarbeitete, mußte es berichten, erzählen, ausbreiten, selbstverständlich in überlegter Ordnung und unter sachlichen Gesichtspunkten, aber doch nicht beherrscht von den leitenden Gedanken einer systematisch aufgebauten Kulturgeschichte, die damals überhaupt erst ihre Fragen und ihr Verfahren auszubilden begann. Außerdem war und ist Adolf Erman, der Forscher und Bahnbrecher, der die Grundlagen der ägyptischen Kulturgeschichte zum großen Teile erst selbst schaffen mußte, ein glänzender Erzähler, aber kein Freund irgendwelcher Theorien. So erhielt sein Werk von selbst seine Prägung, ebenso aus der wissenschaftlichen Lage vor 50 Jahren wie aus der Eigenart des Verfassers. Daran hat auch Rankes neue Bearbeitung von 1923 kaum etwas geändert, mit Recht, denn gute Bücher dulden allenfalls eine Erweiterung, niemals aber einen völligen Umbau. Freilich war bereits 1923 Kulturgeschichte etwas anderes als in der Mitte der achtziger Jahre, und so blieb noch Wesentliches zu tun übrig. Daran hat sich nun Kees gewagt; es ist wirklich ein Wagnis, weil auch heute noch Altägypten nur teilweise hinreichend klar vor uns liegt, weil man nur mit Vorsicht ein Verfahren, das auf anderem Felde erwachsen und ausgebildet ist, hier anwenden darf, weil endlich der Vergleich mit Ermans großem Wurfe bei der Hand liegt. Aber Kees hat das Recht gehabt, es zu wagen, und hat geleistet, was zu leisten möglich war.

Um eine Vorstellung vom Aufbau zu geben, muß ich die Gliederung hierher schreiben. Nach einer „Einführung in die literarischen Hilfsmittel" folgen in der „Einleitung": „Die Grundlagen der frühzeitlichen ägyptischen Kultur". Kapitel 1 behandelt „Die Lebensgrundlagen: Land und Volk; Landwirtschaft, Jagd und Fischfang". Kapitel 2: „Haushalt und tägliches Leben; Landhaus und Stadt; Haushalt und häusliche Gewerbe; die Familie; Schönheitspflege und Vergnügungen; Bestattung". Kapitel 3: „Handel und Verkehr". Kapitel 4: „Die wichtigsten Rohstoffe, ihre Gewinnung und Verwendung im Handwerk; die Edelsteine und Metalle; der Stein und seine Verwendung; Handwerker und Künstler". Kapitel 5: „Der Staat; das göttliche Königtum; die Landesverwaltung; Recht und Gericht; Heer und Kriegführung; die Priester". Kapitel 6: „Die geistige Leistung Ägyptens; gemeinsame Züge; Kunstauffassung, Schrift, Sprache, Literatur; Mathematik, Weltbild, Astronomie; Medizin; Religion". Ein Nachwort setzt sich mit dem Verhältnis der griechischen Philosophie zu ägyptischem Wissen und Denken auseinander, und ein Anhang wird der Kultur Nubiens gewidmet. Dazu kommt eine knappe Zeittafel sowie ein Verzeichnis von Stichwörtern. Die beigefügten Bildertafeln sind gut gewählt. Vergleicht man diese Gliederung mit Erman-Ranke, so springt

sofort in die Augen, daß Kees den Stoff strenger zusammenfaßt, und zwar nicht nur, um zu kürzen, sondern um ihn großen Einheiten unterzuordnen. Mit Recht nimmt er die sog. Vorgeschichte vorweg; so sehr sie auch die Voraussetzung alles Späteren enthält, liegt sie doch noch nicht klar genug am Tage, um bedenkenlos als erste Stufe der ägyptischen Kultur gelten zu dürfen. Denn diese gewinnt erst später ihre eigentliche Gestalt, und zwar, wie sich immer deutlicher zeigt, in einem raschen und deshalb sichtbaren Aufschwung. Dann baut der Vf. die Pyramide des Daseins, um Goethes Wort auf Ägypten anzuwenden, folgerecht auf: Land und Volk sind der gegebene Grund; Landwirtschaft, Jagd und Fischfang schaffen die Möglichkeit des Lebens, das sich in Haus und Familie, in Dorf und Stadt, in den Gebräuchen wie in der Bestattung entfaltet. Die Rohstoffe bilden den Ausgangspunkt für Handwerk und Kunst, für alle Tätigkeiten, die über Haus und Familie hinausgreifend die Beziehungen der Volksgemeinschaft ausfüllen. Nun erst kommt der Staat zur Sprache, die öffentliche Gemeinschaftsform, die ein Volk sich schafft, mit allen ihren Einzelformen; unter diesem Gesichtspunkt gehören auch die Priester dazu. Was dies so lebende, so sich gestaltende Volk geistig leistet, erscheint hier gewissermaßen als Krönung seines geschichtlichen Werks überhaupt. Selbstverständlich ist es nicht so gemeint, als werde damit der geschichtliche Gang der Entwicklung beschrieben; vielmehr greifen alle diese Lebensformen und Lebensmächte gleichzeitig ineinander. Kees verlangt denkende Leser; solche werden keine Schwierigkeit darin finden, daß in jedem Kapitel die Jahrtausende ägyptischer Geschichte durchmessen werden; es geschieht im übrigen klar genug, um jeden Irrtum auszuschließen.

Im einzelnen, das ich hier weder verfolgen kann noch will, habe ich soviel wertvolle Gedanken oder Beobachtungen gefunden, daß ich nur einige herausgreifen darf, die mir neu oder besonders geprägt oder besonders wichtig erscheinen.

Sucht man zusammen, was der Verf. über das Nildelta sagt, so sieht man, wie es erst im Laufe der Zeit seine Bedeutung erwirbt: Anfangs Sumpfland mit verschilften Wasserläufen, die der Schiffahrt, ja sogar dem Verkehr mit dem Meere Abbruch tun; nur Herden können der König und die Großen des Oberlandes hier von halbwilden Hirten weiden lassen; erst ganz allmählich wird es bewohnbar, erst in der Spätzeit blüht es auf, und so fand und schilderte es Herodot. Nur langsam hat das Schwergewicht Ägyptens sich aus dem Oberlande ins Delta verschoben, wo es noch heute liegt.

Wer wie ich von den griechischen Urkunden Ägyptens herkommt, freut sich, schon in alter Zeit Einrichtungen zu finden, die er aus den griechischen Jahrhunderten kennt: die strenge Staatsaufsicht über die Bestellung der Felder, das Saatdarlehn, Ansätze zum Privateigentum am Boden auf Grund königlicher Verleihung, die Besteuerung der Bäume, die schon im AR selten waren; die Zoll- und Monopolpolitik der Könige und vieles andre. Hoffentlich arbeiten die Ägyptologen einmal alle diese Gebiete einzeln aus, vor allem die private und die öffentliche Wirtschaft; wo der Stoff noch kein klares Ergebnis zuläßt, wird man schon für die Sammlung aller Angaben in Wort und Bild dankbar sein.

Obwohl das 4. Kapitel, das die Rohstoffe und ihre Verarbeitung durch Handwerk und Kunst darstellt, sich vielfach mit H. Schäfers Werken berührt und sich darauf beruft, sieht es doch den Gegenstand durchaus mit eignen Augen an. Knapp und gut werden die Tempelbauten dargestellt, nachdrücklich wird betont, wieviel Schule und Technik für die Kunst geleistet haben; aber auch ganz andere Gedanken tauchen auf: wie das Gold Ägyptens eine starke Stütze seiner Politik wurde, wie allmählich mit dem Werden der Großstadt ein Arbeiterproletariat erwuchs, usw.

Ausgezeichnet erscheint mir, was Kees über den Staat sagt; daß er das „Königsdogma" stark in den Vordergrund rückt, trägt wesentlich dazu bei, den ägyptischen Staat klar zu beleuchten. Diese Art der Betrachtung bewährt sich sofort an Amenophis IV., der auch in dieser Hinsicht aus der Reihe aller gültigen Ordnungen und Begriffe heraustritt. Gegenüber einer verbreiteten Auffassung, die sich selbst gern als allein historisch empfiehlt, weil sie im Leben des Staats nur Wirtschaft und Macht gelten läßt, bedeutet es ein wirkliches Verdienst, wenn Kees hier erforscht und zu Grunde legt, was die Ägypter selbst von ihrem Königtum gedacht haben.

Nicht so wohl gelungen sind die Ausführungen über Recht und Gericht, denn hier spürt man, ebenso wie schon vorher bei der Darstellung der Familie und der Ehe, daß dem Verf. juristische Gedankengänge fern liegen, deren man nun doch einmal bedarf, wenn man solche Dinge begreifen und schildern will.

Die geistige Leistung der Ägypter steht unter dem Gesetz der „Haltung", obwohl im Wesen des Volkes selbst neben dieser Gemessenheit, ja ihr gegenüber oft wilde Leidenschaft und unbändige Lebenslust hervorbrechen. Auch in der Literatur drängt sich hier und da eine überraschend freie Richtung ans Licht, die der Ägypter freilich als solche nicht zugibt; das tut nur die Amarnazeit, die auch darin allein steht. Zur „Haltung" erzieht die gesamte lehrhafte Literatur, und aus diesem Geiste versteht sich auch der Mangel des Heroischen von selbst, das im Schrifttum der Ägypter keinen Ausdruck findet.

Auch in die religiösen Vorstellungen vermag der Verf. tiefer einzudringen, weil er beachtet, was die Ägypter selbst denken; er macht den ernsten Versuch, ihren theologischen Systemen gerecht zu werden und von hier aus, nicht mit heutigen Theorien, an dies verwickelte Gespinst heranzutreten. Daß die Beziehung zum Staat auch die Stufen der Religion wesentlich bestimme, ist eine Einsicht, die sich durchaus mit jener theologischen Betrachtungsweise verträgt.

Den Schluß bildet eine sehr wertvolle Übersicht über Nubien und seine Kultur.

Was ich herausgegriffen habe, betrachte ich selbst keineswegs als Überblick über dieses Buch, höchstens als ein paar Stichproben. Der eine wird darin dies, der andre jenes besonders schätzen; aber niemand wird enttäuscht werden. Durchaus der Besserung bedürfte die

Sprache; doch das gilt von vielen wissenschaftlichen Büchern und soll diesem nicht mehr als billig angerechnet werden. Und mir soll es die Freude daran nicht mindern, denn es ist wirklich die ganz selbständige Leistung eines Kopfes, der nicht nur sein Fach versteht, sondern auch begriffen hat, worauf es ankommt: endlich einmal die Ergebnisse kurlturgeschichtlicher Arbeit auf das alte Ägypten anzuwenden; ein Buch, das einen entscheidenden Schritt vorwärts tut. Walter Otto, der in die neue Ausgabe des alten Iwan Müllerschen Handbuchs auch die Kulturgeschichte des Alten Orients aufnimmt, hätte die Eröffnung dieser Reihe keinem besseren Manne anvertrauen können.

Reisner, George A.: **A Provincial Cemetery of the Pyramid Age. Naga-ed-Dêr. Part III.** Oxford: Printed at the University Press by John Johnson 1932. (XIII, 386 S., 56 Taf., 4 Ktn.) 4°. = University of California Publications, Egyptian Archaeology, Vol. VI. Angez. von Walter Wreszinski, Königsberg/Pr.

Der 3. Band der Naga-ed-Dêr-Reihe bringt die Veröffentlichung eines Friedhofs, der von der 2. bis zum Ende der 6. Dyn. benutzt worden ist. Bis auf ganz wenige Ausnahmen enthält er arme Gräber mit geringem, gewöhnlichem Inhalt, so daß ihm für die Einzelforschung keine wesentliche Bedeutung zukommt. Interessant wird er erst, sobald man ihn den gleichzeitigen Friedhöfen der Residenzen gegenüberstellt, wenn man ihn nämlich als Typus der Provinzialnekropolen nehmen darf. Man sieht dann recht, daß vom Glanz der Residenz in allen ihren Teilen nichts in die Provinz gedrungen ist, so fehlt bis zum Ausgang des AR. der Steinbau.

Die meisten Fachgenossen werden demnach an den, wie bei Reisner selbstverständlich, höchst genauen, vortrefflich durch Skizzen und Photos illustrierten Einzelbeschreibungen vorbeiblättern können und sich an die Zusammenfassungen über manche Einzelerscheinungen, besonders aber über die Geschichte des Friedhofs S. 185—92 halten, in denen Reisner mit alter Meisterschaft die mäßige Ausbeute dieser Grabung in den größeren historisch-archäologischen Zusammenhang stellt.

Keilschriftforschung.

Neugebauer, O.: **Über die Lösung kubischer Gleichungen in Babylonien.** Sonderdruck aus „Nachrichten v. d. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen", Mathemat.-Physikal. Kl. 1933, Fachgruppe I (Mathematik) Nr. 43. (S. 316—321.) gr. 8°. Berlin: Weidmann 1932. RM — 50. Angez. von H. Waschow, Berlin.

Schon aus den bisher bekannten Texten war deutlich ersichtlich, daß die babyl. Mathematik etwa in der Hammurabizeit einen rein wissenschaftlichen Charakter hatte, der weit über eine praktische Anwendung für Vermessungskunde oder Astronomie hinausging. War die erstaunliche Gewandtheit beim Lösen der quadratischen Aufgaben schon in den früheren Veröffentl. des Verf. uns vor Augen geführt, so überrascht er uns hier mit dem Nachweis kubischer Probleme auf Grund eines noch unveröffentl. Textes des Brit. Mus.[1]. 1. Daß die rein kubische Gleichung $x^3 = a$ ohne weiteres mit Hilfe der bekannten Kubentafeln gelöst werden konnte, ist unmittelbar einleuchtend. 2. Eine zweite Gruppe von Aufgaben wird in die Form $y^3 + y^2 = b$ gebracht („Normalform") und daraus sofort die Lösung erschlossen. Dazu braucht man eine Tabelle, die zu jeder Zahl die Summe von Quadrat und Kubus gibt, und zufällig ist ein Exemplar eines solchen Textes tatsächlich erhalten (VAT 8492)[2]. 3. Noch unklar ist die Lösungsmethode des allgem. Falls $x^3 + ax^2 + bx = c$, wo der babyl. Rechner aus der Form $\xi(\xi - 1)(\xi + B) = A$ sofort die Lösungen entnimmt, obgleich man den allgem. Fall stets auf den Fall 2 zurückführen könnte[3].

---

1. **Barton,** George A., and Baruch **Weitzel: A Hittite Chrestomathy with Vocabulary.** Paris: Paul Geuthner 1932. (VIII, 72 S.) gr. 8°. = Hittite Studies, ed. by George A. Barton, No. 2. 50 Fr.
2. **Delaporte,** Louis: **Textes hittites en transcription. Textes hittites en écriture cunéiforme et Vocabulaire.** Paris: Adrien-Maisonneuve 1933. (32, 72 u. 97 S.) gr. 8°. = Manuel de Langue hittite, III u. IV. 60 Fr. Bespr. von H.-G. Güterbock, Berlin.

1. Die Arbeit von Barton und Weitzel erfüllt den Zweck, in Verbindung mit Nr. 1 der „Hittite Studies" ("A Hittite Manual for Beginners . . .", 1928) eine Grundlage für den Anfängerunterricht im Hethitischen zu bieten, in keiner Weise. Die Autographien der Chrestomathie (enthalten sind der Kupanta-KAL-Vertrag, ein Stück aus der „Geschichte Suppiluliumas" KBo V 6 und die §§ 4—17 der Gesetze) erschweren dem Anfänger das Eindringen unnötig dadurch, daß die in hethitischen Texten so klare Worttrennung nicht beachtet ist[4]. Dazu kommen Flüchtigkeiten und Fehler, in dem Kup.-Vertrage z. T. die selben, die schon an der Bearbeitung dieses Textes in Nr. 1 gerügt worden sind[5]. Vor allem aber läßt das Glossar die elementarsten Kenntnisse vermissen; ein Beispiel für viele: „*nušma* 'then, since': *nu-uš-ma-aš-kan* (N. [= Nom.]), *nu-uš-ma-ša-at-kan* (n. [= neutr.])"!

2. Im Gegensatz dazu ist das „Manuel" von Delaporte ein gutes Hilfsmittel für jeden, der sich in das Hethitische einarbeiten will. Zu der Zeichenliste (Teil I) und der Grammatik (Teil II), von der eine zweite Auflage ange-

---

1) Die vollst. Publikation wird in den Quell. u. Stud. z. Gesch. d. Math. A demnächst erfolgen.

2) Vgl. Quell. u. Stud. z. Gesch. d. Math. B 2 (1932) S. 303.

3) Vgl. dazu die inzwischen erschienene Arbeit von K. Vogel: Kubische Gleichungen bei den Babyloniern? (Sonderdruck aus den Sitzungsber. d. bayer. Akad. d. Wiss., math.-naturwiss. Abtlg. 1934), wo die Aufgaben geometrisch gedeutet sind.

4) Sie macht den Verff. selbst noch Schwierigkeiten, wie der Name „Arnuwa" S. 62 zeigt!

5) Z. B. Kol. I 3 mit Var. 1; dazu bereits Hrozný, AOr, II 370f.

kündigt ist, kommen nunmehr in Teil III Proben der wichtigsten Textgattungen in Transkription: Teile der Annalen des Muršili, der Anklageschrift gegen Madduwatta, des Vertrages mit Targašnalli, des Soldateneides, der Gesetze, der Pestgebete, das Ritual des Pāpanikri, das erste der beiden Rituale der Yale-Tafel (VBoT 24), ja sogar die Träume des Enkidu aus dem Gilgamešepos. Gerade für den Unterricht ist diese Sammlung von bloßen Transkriptionen zu begrüßen, da sie im Gegensatz zu den — von allen Texten bereits vorliegenden — Bearbeitungen dem Lernenden nicht die „Eselsbrücke" der Übersetzung bietet. Die Transkriptionen, die auf alles philologische Beiwerk verzichten und, mit geschickter Beschränkung auf das einigermaßen Sichere, möglichst glatte Lesungen bieten, sind im ganzen zuverlässig; einige kleine Versehen[1] fallen nicht ins Gewicht.

Für die keilschriftliche Chrestomathie (Teil IV, erste Hälfte) hat D. solche Texte ausgewählt, die in mehreren, sich ergänzenden Exemplaren überliefert sind. Diese — mit vielen Varianten[2] — zusammengestellten Texte in Keilschrift füllen eine fühlbare Lücke aus. Geboten werden die ganze erste Tafel der Gesetze und der ganze Ḫattušili-Text, ferner Abschnitte aus der „Geschichte des Šuppiluliuma"[3] und den Muršili-Annalen[4]. In den Autographien sind einige kleine Versehen stehen geblieben, die aber deren Brauchbarkeit kaum beeinträchtigen werden. Die Worttrennung ist nur bei den Gesetzen unvollkommen, bei den übrigen Texten genau beachtet.

Das Glossar (Teil IV, zweite Hälfte) macht einen sehr guten Eindruck. Es ist nicht nur ein zuverlässiges Hilfsmittel für die Erklärung der Texte der Chrestomathie, mit vielen grammatischen und sachlichen Erläuterungen, sondern verzeichnet darüber hinaus eine große Anzahl von Wörtern aus anderen Texten[5]. Obwohl es ausdrücklich kein Verzeichnis aller bekannten Wortbedeutungen sein soll, ist es doch auch geeignet, dem Fernerstehenden einen Überblick über den hethitischen Wortschatz zu vermitteln. — Sowohl zum Gebrauch in Übungen als auch zum Selbstunterricht kann Delaportes Werk nur empfohlen werden.

1) S. 31, letzter Absatz Z. 1 lies UR.SAG-*li* statt *-ki*.

2) Man vermißt eine Erklärung der für die einzelnen Exemplare gebrauchten Sigel; diese halten sich zwar eng an die in den philologischen Bearbeitungen gebrauchten, aber der Nichteingeweihte dürfte doch Schwierigkeiten haben, etwa mittels der Angabe „L'auteur a ensuite recueilli et publié de nouveaux fragments" herauszufinden, daß G_2 (S. 52) bei A. Götze, Neue Bruchstücke ... (MVAeG 34, 2) S. 3 erklärt ist.

3) 2 BoTU 34 IV 10ff.

4) A. Götze, MVAeG 38 S. 52ff.; S. 68ff.

5) Von Einzelheiten, die Anlaß zur Kritik geben, sei notiert: Das mediale *ar-* heißt „stehen". — *ḫaleššija-* bedeutet „fassen" nur als t. t. der Metallbearbeitung, „inkrustieren" (Ehelolf bei Sommer, AU S. 389 [zu S. 116³]). — *lulime-* „efféminé" (nach Sturtevant, Transact. of the Amer. Philol. Assoc. 58 S. 12) hätte zu mindest ein Fragezeichen verdient! — Bei *peda-* „Ort" vermißt man Angabe des neutrischen Genus: Nom. *pedan*. — Hinter *šanḫu-* füge ein: *šanḫunda* (Textes en transcription S. 30 § 11).

Friederichs, Dr. Heinz F.: **Zur Kenntnis der frühgeschichtlichen Tierwelt Südwestasiens** unter besonderer Berücksichtigung der neuen Funde von Mohenjo-Daro, Ur, Tell Halaf und Maikop. Leipzig: J. C. Hinrichs 1933. (45 S., 26 Abb. auf 8 Taf.) 8°. = Der Alte Orient, Bd. 32, Heft 3/4. RM 2.70. Bespr. von M. Hilzheimer, Berlin.

Der Verf. hat nur die dargestellten Säugetiere in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Und es ist recht erfreulich, daß hier einmal die Tierbilder im Zusammenhang vom naturwissenschaftlichen Standpunkt zur Diskussion gestellt werden. Freilich wird man über manche Darstellungen, wie das oft bei so alten Bildern der Fall ist, auch anderer Meinung sein können, und erst die Diskussion und der Vergleich wird über manche Fragen volle Klarheit bringen.

Nach einer kurzen Einleitung über „Kulturhöhe und Domestikation" wendet sich F. zunächst den Tierdarstellungen von Mohenjo-Daro zu. Den Hauptteil nehmen hier die Rinder ein. Der Verf. glaubt 2 Arten des Urs, neben dem eigentlichen Bos primigenius den asiatischen B. namadicus, feststellen zu können, die beide von den alten Indern gezähmt, wahrscheinlich sogar gezüchtet und miteinander gekreuzt worden seien. Hierzu ist zu bemerken, daß die Unterschiede zwischen beiden Urarten, wenn überhaupt vorhanden, derartig gering sind, daß es wenig glaublich erscheint, daß sie auf bildlichen Darstellungen zumal in domestizierter Form erkannt werden können. Eine eigenartige Zeichnung auf den Schultern glaubt F. als Schabracke deuten zu sollen. Hierin und in einem eigenartigen Hornschmuck ist möglicherweise ein Zeichen einer religiösen Verwendung zu sehen. Wenn das der Fall ist und die Hörner durch Einschnitte verändert sind, hätte doch vielleicht bei der sog. „Schabracke" der Schmuckbrand der Rinder der Massai zum Vergleich herangezogen werden können, da die Lage der Zeichnung nicht für eine Schabracke zu sprechen scheint. Wenn nun aus so geringen Unterschieden, wie Hornform und größere und geringere Beinlänge auf den verschiedenen Darstellungen auf verschiedene Urarten geschlossen wird, erscheint es merkwürdig, daß Fig. 2 als „Rind vom Typus des B. primigenius" bezeichnet wird. Mit dem kurzen Gesicht, dem kurzen stark gebogenen Unterkiefer ist doch die Form eines brachykephalen Rindes in höchster Potenz dargestellt, wie wir eine annähernd gleiche Brachykephalie höchstens bei dem südamerikanischen Niatarind finden. Und es erscheint höchst beachtenswert, einer derartig hohen Kulturform schon so früh zu begegnen. — Der B. namadicus soll dann in Turkestan gezähmt und der Stammvater der Zebus geworden sein, von denen F. 3 noch heute in Indien

gezüchtete Rassen auf den Siegeln erkennt. Auch der Büffel und der Gaur sind dargestellt, beides heute noch in Indien wildlebende Rinder, die nach mit ihnen abgebildeten krippenartigen Gegenständen als gezähmt anzusehen sind. Damals ist wohl der Büffel in Indien Haustier geworden. Osteologisch nachgewiesen sind von diesen Rindern nur Büffel und Zebu in der Bearbeitung der tierischen Reste durch Seymur und Guha, eine Arbeit, die auffallenderweise von F. gar nicht erwähnt wird. — Die weiteren dargestellten Tiere sind Bezoarziege, Nashorn und Elefant, bei denen es sich ebenfalls um gefangene, vielleicht zu kultischen Zwecken gehaltene Tiere handelt, was bei den Rindern sicher der Fall ist. Wenn F. auf einer Darstellung das Zackelschaf zu erkennen glaubt, so kann sich Ref. dem nicht anschließen. Wegen der Schwanzhaltung und aus anderen Gründen kann das nur eine Ziege sein. Trotzdem ist das Schaf vorgekommen ebenso wie das Schwein, das F. vermißt, wie aus der erwähnten Bearbeitung der Knochenfunde hervorgeht.

Aus Ur behandelt F. den Ur, das Kreishornschaf und besonders eingehend das Maultier, dessen unerwartetes Erscheinen in der altsumerischen Kultur so überraschend ist. Als Ursprungsland vermutet F. Iran. Die bekannte Melkszene auf dem Tempel von El-Ubaid gibt Veranlassung, auf die dargestellten Rinder einzugehen, die nach F. „zur kurzhörnigen Form des Urs (B. brachyceros)“ gehören. Es ist mir nicht recht verständlich, was der Verf. darunter versteht. Der mesopotamische Ur hatte keine kürzeren Hörner wie der Ur überhaupt; das beweisen die zahlreichen Bilder, die wir aus allerdings späterer assyrischer Zeit von ihm besitzen. Kurze Hörner als Zeichen weitgehender Domestikation besaßen allerdings die in El-Ubaid gehaltenen Hausrinder.

Schwierig wird die Beurteilung des folgenden Kapitels, in dem sich F. mit Tell Halaf beschäftigt. Bekanntlich ist ja das Alter dieser Funde sehr umstritten, und davon hängt ja auch die Stellung ab, die man zur Ansicht des Verf. einnimmt, daß nämlich das Pferd, ein Pferd von Tarpantypus, von den Hethitern nach Vorderasien eingeführt sei ebenso wie der Kriegswagen und die Reitkunst. Alles zusammen soll aus Europa stammen. Ohne hierzu Stellung nehmen zu wollen, sei nur darauf hingewiesen, daß das in Abb. 15 abgebildete 8-speichige Rad mit dem doppelten Radkranz in Mesopotamien erst zur Zeit Tiglatpilesars III. auftritt und durch nichts bewiesen wird, daß die Darstellung aus Tell-Halaf älter ist. Ähnliches läßt sich vom Dromedar sagen, das übrigens nach den neuesten deutschen Ausgrabungen schon um 1600 herum in Warka bekannt war. Das Fehlen des Rindes auf den Darstellungen scheint mir noch keine Rückschlüsse auf das Fehlen des Hausrindes überhaupt zuzulassen, da es sich bei den Darstellungen auf den Orthostaten um Jagdbilder zu handeln scheint. Daher kann ich auch in dem Erscheinen des Schweines nichts Wunderbares finden, da das Schwein als wildes Tier überall in Vorderasien vorkam. Von ganz besonderem Interesse ist eine von F. wohl mit Recht als Panther gedeutete Darstellung, auf der das Tier ein deutliches Halsband trägt. Die Deutung als Jagdgehilfen wird durch eine Darstellung aus Maikop wahrscheinlich zu machen versucht.

In Maikop wurden zahlreiche Tierdarstellungen gefunden, deren Betrachtung F. sich im letzten Abschnitt seiner Arbeit zuwendet. Hierunter erkennt er Ur, Przewalski-Pferd, Muflon, Tur, Bindenschwein, Tiger und Panther. Letzterer ist anscheinend mit einem Halsband dargestellt, woraus auf seine Zähmung und Verwendung zur Jagd geschlossen wird, da nur wilde Tiere abgebildet sind. Von den anderen Tieren sei nur das Folgende gesagt. Es erscheint Ref. bei den verhältnismäßig einfachen Umrißzeichnungen mehr als gewagt, in den Darstellungen bestimmte Rassen unterscheiden zu wollen, wenn die Originale sich schon so ähnlich sehen, daß sie im lebenden Zustande ohne anatomische Untersuchung kaum zu unterscheiden sind, wie die verschiedenen Arten der Wildschweine oder wilden Schafe. Daß das vom Verf. als Tur bezeichnete Tier eine Gazelle ist, dürfte kaum einem Zoologen zweifelhaft sein. Bedauerlich auch ist es, daß F. Stegmanns Bos balticus wieder ausgegraben hat, der nicht, wie er schreibt, auf 2 Schädeln beruht, sondern lediglich auf der Zeichnung eines Schädels, dessen Original in Wien ist und sich in nichts von anderen Urschädeln unterscheidet. Damit wird alles, was F. über die Urdarstellungen in Maikop sagt, hinfällig, und die Form des Hornes ist lediglich eine stilistische Eigenart der Maikopleute, die auch anderwärts gelegentlich erscheint bei der Wiedergabe des so kompliziert gebauten Urgehörns. Dagegen ist dem Verf. darin zuzustimmen, daß das dargestellte Pferd ein Przewalski-Pferd ist, eine Feststellung, die eine große Überraschung bedeutet, da niemand vermutet hat, daß diese Art soweit nach Westen reichte. Verf. knüpft daran einige Bemerkungen über die Geschichte des Hauspferdes, die sicherlich zur weiteren Prüfung dieses so umstrittenen Fragegebietes anregen werden.

So zeigt diese kritische Besprechung schon, welche Fülle von Fragen die behandelten Tierdarstellungen in sich bergen. Es ist zweifellos ein Verdienst des Verf., einmal nachdrücklichst darauf hingewiesen, die sehr zerstreute und z. T. schwer zugängliche Literatur zusammengefaßt und auch die wichtigsten Abbildungen nach den besten Veröffentlichungen wiedergegeben zu haben.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

1. **Bonne,** Alfred: **Palästina.** Land und Wirtschaft. 2. Aufl. Leipzig: Deutsche wissensch. Buchhandl. 1933. (308 S., 60 Abb., 4 S. Diagramme). gr. 8°. RM 11 —; Gzlw. 12.50; billige Ausgabe ohne Abb. RM 4 —.
2. **Schmidt,** Hans: **Der heilige Fels in Jerusalem.** Eine archäologische und religionsgeschichtliche Studie. Tübingen: J. C. B. Mohr 1933. (VIII, 102 S., 8 Taf., 5 Grundrisse.) 8°. Kart. RM 4.50.
3. **Sellers,** Ovid Rogers: **The Citadel of Beth-Zur.** A preliminary report of the first excavation conducted by the Presbyterian Theological Seminary, Chicago, and the American School of Oriental Research, Jerusalem, in 1931 at Khirbat et Tubeiqa. Philadelphia: The Westminster Press 1933. (92 S., 4 Pläne, Abb.) gr. 8°. $ 1 —. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

1. Das Erscheinen der 2. Auflage bereits ein Jahr nach Ausgabe der ersten zeigt, daß der Verfasser wirklich ein sehr brauchbares Hilfsmittel für erdkundliche und wirtschaftskundliche Studien geschaffen hat. Da die Abbildungen weggefallen sind, konnte der Preis erheblich niedriger angesetzt werden. Andererseits sind überall die Ziffern und Angaben auf den neuesten Stand gebracht worden, vor allem nach den nunmehr vorliegenden Ergebnissen der Volkszählung von 1931, so besonders

S. 36ff. über die Bevölkerung, S. 244ff. über die Berufsstände und wirtschaftlichen Organisationen.

2. Auf Grund von Beobachtungen bei zweimaligem Aufenthalt in Jerusalem nimmt der Verf. die schon von C. M. Watson 1896 vertretene (von diesem in Quart. Statement 42 [1910] S. 15ff. nachdrücklich wiederholte) Ansicht auf, daß der heilige Fels in der qubbet eṣ-ṣaḫra das Allerheiligste des Tempels getragen habe, nicht, wie heute allgemein geurteilt wird, den Brandopferaltar. Es ist ihm der sorgsam geführte Nachweis gelungen, daß nur bei dieser Annahme die für die einzelnen Teile des Tempels überlieferten Maße sich als richtig erweisen und mit der tatsächlichen Beschaffenheit der Stätte übereinstimmen. Selbst die eigentümliche Gestaltung der Oberfläche des Felsens läßt sich so am besten verstehen. Im zweiten Teile zeigt der Verf., daß seine Meinung auch religionsgeschichtlich ebensogut begründet ist.

Über kleine Einzelheiten darf man anderer Meinung sein. So ist die Bauweise aus abwechselnden Schichten von Holz und Stein (S. 52) in Megiddo keineswegs nachgewiesen. Der von dem Felsen nach Norden führende Kanal wird als Aufgang erklärt (S. 74), ist aber dafür, wenigstens im Anfange (nur 58 cm Breite!) zu schmal. Zu berichtigen sind S. 5, Zeile 26 v. u. ‚oude' für ‚onde'; S. 9, Z. 6 v. u. ‚Dalman' für „Dalmann"; S. 38 Anm. ‚Benzinger, Archäologie S. 211' für ‚151' und lies „viel zu groß" für „viel zu klein"; S. 59 Z. 13 v. u. ‚den' für ‚dem'; S. 63 Z. 9 v. u. ‚Placentinus' für ‚Placentius'; S. 94 Z. 16 v. o. ‚el-akra" für ‚el-'akra'. S. 75 Anm. 1 fehlt die Angabe des Jahrganges der Quart. Statements. Die nach eigenen Aufnahmen des Verf. beigefügten Tafeln 5—7 und 9 sind leider zu schwach und undeutlich (auf Abb. 9 kann ich beim besten Willen keine menschliche Gestalt erkennen).

3. Die in diesem Berichte beschriebene Grabung ist zwar klein nach Dauer und Umfang, aber in jeder Beziehung mustergültig. Die Stätte wurde in Zusammenarbeit ortskundlicher und archäologischer Forschung erkannt und als wertvoll bestimmt. Die Grabung, die vom 3. Juni bis 29. Juli 1931 dauerte, wurde sehr sorgfältig vorbereitet und ausgeführt. Mit gutem Recht beschränkte man sich darauf, das Osttor, den Mauerlauf und die wichtigsten Gebäude im Innern freizulegen, und verzichtete auf die Arbeit an einem großen Teile der alten Stadt, da dessen Untersuchung doch nur oberflächlich geblieben wäre und womöglich spätere Forschung erschwert hätte.

Die Ergebnisse sind recht bedeutsam. Nicht nur konnten die schriftlich überlieferten Nachrichten über die Feste Beth-Zur weithin durch die Funde bestätigt werden, sondern auch so manche Einzelerkenntnis wurde gewonnen. Die Tonware lieferte neue Proben, vor allem für die späte Eisen- und die hellenistische Zeit. Die große Zahl der gefundenen Münzen erlaubte, einzelne Vorgänge näher zu bestimmen. Da hier wie in Marissa und Gezer keines der gewöhnlich Simon Maccabäus zugeschriebenen Stücke auftauchte, ist nunmehr bewiesen, daß diese Münzen im 1. Aufstand (69—70 n. Chr.) geprägt sein müssen. Wichtig sind ferner der Stufengang zu einem unterirdischen Wasserbehälter, die Verzierung von Gefäßen durch aufgelegte Reliefs von Schlangen, die gestempelten Krughenkel, die ägyptisierende Zeichnung eines Mannes auf einem Schminklöffelgriff, zahlreiche Gewichte (mit und ohne Inschrift), was alles durch ausgezeichnete Abbildungen veranschaulicht ist.

Kortleitner, Franciscus Xav.: **Aegyptiorum auctoritas quantum ad Israelitarum instituta sacra pertinuerit.** Innsbruck: F. Rauch 1933. (VIII, 84 S.) gr. 8°. = Commentationes biblicae, VIII. RM 2.40. Bespr. von F. Nötscher, Wien.

Der Verf. hat bereits früher eine Anzahl von Schriften veröffentlicht, in denen er die Religion Israels gegenüber jenen der verwandten und benachbarten Völker in ihrer selbständigen Bedeutung erweisen will. Die vorliegende Abhandlung gilt der Frage, ob und inwieweit religiöse israelitische Bräuche und Einrichtungen von Ägypten her übernommen sind. Die Antwort lautet negativ. Zum Erweis der Abhängigkeit müßten drei Voraussetzungen erfüllt sein: 1. daß der betreffende Brauch bzw. die Einrichtung nur in Israel und Ägypten, sonst nirgends existiere, 2. daß er bei den Ägyptern älter sei, 3. daß er in Israel aus sich nicht erklärt werden könne. In einem ersten Kapitel führt der Verf. allgemeine Gründe für seine Lösung an, in einem zweiten bespricht er einzelne Dinge, für die man seit J. Spencer (1685) ägyptisches Vorbild angenommen hat: nämlich heiliges Zelt, Bundeslade, Cherubim, priesterliche Kleidung, heiliges Orakel, die diensttuenden Frauen am Tempel, Sabbat, Jobeljahr und Versöhnungsfest, Beschneidung, Naziräat, Stierkult, Speisegesetze und verschiedene Opfer. Die Bedeutung solcher Arbeiten liegt in der Materialsammlung; daß jemand auf diesem Gebiet alle zu seiner Meinung bekehrt, ist von vornherein nicht zu erwarten. Am zweckmäßigsten wäre es, wenn in solchen Fragen ein Ägyptologe und ein Alttestamentler zusammenarbeiten würden. W. Spiegelberg hat seine Meinung über den Aufenthalt Israels im Pharaonenland, soweit mir bekannt ist, seit 1904 geändert. Zu vergleichen wäre da wohl auch A. Mallon, Les Hébreux en Egypte, Rom 1921. Über Cherubim s. auch Dhorme-Vincent, Revue biblique 35 (1926), 328ff., 481ff.; ferner A. Deimel, Orientalia 16, 94ff.

Eißfeldt, Otto: **Der Gottesknecht bei Deuterojesaia im Lichte der israelitischen Anschauung von Gemeinschaft und Individuum.** Halle: Max Niemeyer 1933. (27 S.) 8°. = Beitr. zur Religionsgesch. des Altertums, H. 2. RM 1 —. Angez. v. Adolf Wendel, Ober-Breidenbach i. Hessen/Marburg.

Vor 13 Jahren hat Sigmund Mowinckel (in seiner Schrift: Der Knecht Jahwäs, 1921) den ʿäbäd jahwe auf den Propheten selbst gedeutet. Diese Art der individualistischen Lösung war weithin in der alttest. Wissenschaft anerkannt

worden; ihre Richtigkeit schien ausgemacht; vgl. H. Gunkels entspr. Artikel in RGG², II, 1929, Sp. 1101.

Inzwischen ist Mowinckel selbst (ZAW 1931, S. 253ff.) von seiner Lösung wieder abgekommen. Wie Hempel die Lieder vom Gottesknecht in einem Gegensatz zu den Kyrosliedern stehend gezeigt hatte, so läßt sie Mowinckel nun ebenfalls von einem Umschwung der prophetischen Anschauung von der Person des Heilsvermittlers Zeugnis ablegen. Bestimmt deutet er den ʿäbäd überhaupt nicht mehr; er scheint an eine Heilandsgestalt zu denken.

Neuerdings wird auf so manchen Gebieten unserer Forschung vom Alt. Test. traditionsgemäß längst Entthrontes wieder in seine Rechte eingesetzt. Dahin gehört auch die einst besonders und ziemlich isoliert von Budde verteidigte These der vorliegenden Schrift: Der ʿäbäd ist kollektivistisch auf das Volk Israel zu deuten.

„So dürfte im Gegensatz zu der herrschenden Anschauung, die in dem Ebed der Lieder ein Individuum sieht, doch die kollektivistische Deutung die zutreffende sein und sowohl zu der Umgebung, in der die Lieder nun einmal stehen, am besten passen als auch der hebr. Anschauung von Gemeinschaft und Individuum am besten entsprechen" (25).

Bedeutungsvoll an der Lösung ist ihr Unterbautsein mit der im Titel genannten Anschauungswelt sowie den Ideen über Ideal und Wirklichkeit. Mit Geschick wird versucht, die beiden Stützpunkte der ind. Deutung zu Fall zu bringen: Die Personifikation überschreite hier die Grenzen des Möglichen und im Hebr. sei diese Vorstellung von einem „idealen" Israel ganz undenkbar. — Vgl. die prinzipiell hohe Anerkennung der Schrift durch Budde in ThLZ, 1933, Sp. 323ff. — Tolle, lege!

Munk, Dr. Michael: **Esra ha sofer.** Ein Lebensbild. Nach der Überlieferung dargestellt. Frankfurt a. M.: Verlag des Israelit und Hermon G. m. b. H. 1933. (92 S.) 8°. = S.-A. a. d. Jahrbüchern d. Jüd.-Literar. Ges. XXI u. XXII. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Im Jahre 1930 erschien „Esra der Schreiber" von H. H. Schaeder (s. OLZ 1931 Sp. 953). Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken als den zwischen jenem Buche und dem hier anzuzeigenden „Esra ha-sofer" von M. Munk, und zwar sowohl hinsichtlich der Methode als hinsichtlich des Ergebnisses. Dort bei Schaeder versucht eingehende philologisch-kritische Wissenschaft mit dem Blick auf das gleichzeitige historische Geschehen bei den Völkern der Umwelt hinter den wahren Sachverhalt der Dinge zu kommen. Hier nimmt sorgfältige Sammlertätigkeit allein aus der Fülle erhaltener jüdischer Tradition, was sie findet, und rundet das Gefundene zu einem Gesamtbilde. Dort fesselt der persische Staatssekretär mit dem jüdischen Herzen die Aufmerksamkeit, der im Kampf mit den sich ihm entgegenstellenden Widerständen ohne die politische Energie seines Mitarbeiters Nehemja zu schanden geworden wäre. Hier steht der wie Mose mit göttlicher Kraft ausgestattete Rabbiner, dem alle Schwierigkeiten gleichsam wie selbstverständlich sich lösen müssen. Es versteht sich von selbst, daß aus Zeugnissen, die zum Teil erst acht Jahrhunderte nach Esra an das Licht treten, keine zuverlässige Geschichte gemacht werden kann. Doch scheint das auch nicht in der Absicht des Verfassers zu liegen. Was er bietet, gehört etwa in einer großen Enzyklopädie unter dem Stichwort „Esra" in den Unterteil „Esra in der Tradition". Wenn dabei auch der Historiker weniger zu seinem Rechte kommt, so wird doch, wer mit jüdischer Wissenschaft sich beschäftigt, das Buch als ein willkommenes Hilfsmittel freudig begrüßen; und das um so mehr, als die den eigentlichen Text reichlich begleitenden Nachweise und Zitate hebräisch und deutsch beigefügt sind. Die deutsche Übersetzung hätte freilich manchmal sorgfältiger sein müssen.

Jeremias, Prof. D. Dr. Joachim: **Die Passahfeier der Samaritaner** und ihre Bedeutung für das Verständnis der alttestamentlichen Passahüberlieferung. Gießen: Alfred Töpelmann 1932. (VII, 109 S.) gr. 8°. = Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, 59. RM 9 —. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Den ersten Hauptteil des Buches von Jeremias bilden 48 nach den einzelnen Stadien des Festes geordnete Photographien, die den Betrachter, besonders wenn er den darunter stehenden erklärenden Text berücksichtigt, das Passahfest der jetzigen Samaritaner miterleben lassen. Die Bilder und der Beschreibetext dienen als Unterlage für den zweiten Hauptteil, den Nachweis von Spuren der vordeuteronomischen Festpraxis bei den Samaritanern. Und dieser Nachweis ist dem Verfasser, der selbst am 1. Mai 1931 dem Osterfest der Samaritaner auf dem Garizim beiwohnte, gelungen. Nicht bloß ist das samaritanische Fest „der einzige in Palästina bis heute fortlebende alttestamentliche Opferritus", sondern „es spiegelt in seinen Grundzügen die vordeuteronomische Form der Passahfeier wider" (S. 106).

Zu den beibehaltenen Altertümlichkeiten gehört allerdings nicht z. B. das Rezitieren besonderer „Brühgebete" — vgl. das Bild Nr. 17 — das ist vielmehr, wie mancher andere Brauch, ein Novum, wohl aber das Essen des Fettschwanzes 1. Sam. 9, 24, der nach dem System von PExod. 29, 22; Levit. 3, 9 u. ö. als Feueropfer für Jahwe verbrannt wird (S. 105). Ferner: der Verbrennungsakt, bei dem es auch bei den Samaritanern ursprünglich nur auf die Vernichtung der von der Mahlzeit übriggebliebenen Reste ankommt (S. 105). Auch kennt die samaritanische Tradition noch den alten vordeuteronomischen Brauch, wonach die Schlachtung der Passahlämmer an kein Heiligtum gebunden war, sondern die Feier in den einzelnen Ortschaften, wahrscheinlichst in den Familien stattfand (S. 71). Endlich wird nach ältester Sitte das Lamm bei den Samaritanern gebraten, aber nicht, wie Deut. 16 verlangt, gekocht genossen. Der besseren Übersicht hätte es gedient, wenn am Schluß die nach der Meinung von Jeremias beibehaltenen ältesten Passahriten noch einmal zusammengefaßt vorgeführt worden wären.

Herr J. ist mit der Geschichte des Passahfestes und seiner einzelnen Bräuche aufs Beste vertraut.

Sein exaktes Wissen ermöglicht ihm aus alten Texten neue Schlüsse zu ziehen. So erschließt er z. B. aus 2. Chron. 35, 14, daß in der nachexilischen Zeit von der Vorschrift, die Passahschlachtung *ben ha'arbajim* zu vollziehen, was J. „im Abendzwielicht" deutet, gelegentlich abgewichen werden mußte (S. 79). Der Druck ist sehr korrekt. S. 78, Z. 8 ist die „Nachfeier" in eine „Nachtfeier" zu verwandeln.

Sicher bedeutet die Arbeit J.s in Einzelheiten eine Förderung für die Erforschung des Passahfestes und seiner Nachgeschichte.

Semitistik, Islamistik.

Cantineau, J.: Le Nabatéen. I: Notions générales. Écriture, grammaire. II: Choix de Textes, Lexique. Paris: E. Leroux 1930/1932. (XI, 112; VI, 225 S.) gr. 8°. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Seit P. Schröders Buch über die phönizische Sprache v. J. 1869, das längst durch eine Neubearbeitung hätte ersetzt werden müssen, erhalten wir hier zum ersten Male wieder die monographische Darstellung eines nur inschriftlich überlieferten semitischen Dialekts. Der Verfasser, Mitarbeiter am Institut Français zu Damaskus, hatte seine Befähigung zu einer solchen Arbeit schon durch sein sehr verdienstliches Inventaire des Inscriptions Palmyréennes und durch scharfsinnige Untersuchungen zur hebräischen und aramäischen Grammatik erwiesen. So hat er uns denn auch ein Werk geliefert, das nicht nur dem Anfänger das Eindringen in die nabatäische Epigraphik wesentlich erleichtern, sondern auch dem Fachmann als zuverlässiges Nachschlagewerk von großem Nutzen sein wird.

Nach einer kurzen Einführung über das Reich der Nabatäer und ihre Chronologie gibt er eine erschöpfende Übersicht über die bisher bekannt gewordenen nabatäischen Inschriften, einschließlich der sinaitischen. Der erste Teil des Werkes, die Grammatik, stellt in vorsichtigen Formulierungen alles zusammen, was sich z. Z. über die Sprache der Nabatäer aus den Inschriften unter Berücksichtigung der verwandten Dialekte aussagen läßt. Gegen seine Darstellung lassen sich nur wenige Einwände erheben.

S. 47 f. erörtert der Verf. die schwierige Frage der Geschichte des langen *ā* im Nab. und kommt 212 noch einmal darauf zurück. Bauers allzu einfache Erklärung, daß alle Formen mit *ō* Kanaanäismen seien, erwähnt er, ohne, wie es scheint, sich ihr anzuschließen. Daß im Syr. *nesiōnā* „Versuchung" und *geliōnā* „Offenbarung" aus der Sprache der judenchristlichen Missionare entlehnt sind, hat schon Lagarde gesehen. Wie soll man sich aber erklären, daß die Schöpfer des Reichsaramäischen Wörter wie *dikrōn* „Gedächtnis", *piqdōn* „Befehl" und *šiltōn* „Herrschaft" aus dem Kanaanäischen entlehnt hätten? Und gar, daß sie ihr Zahlwort für acht dem kanaanäischen sollten angeglichen haben, so daß es im Nab. wie vereinzelt im Syrischen als *temōnē* erschien? Wenn wir nun sehen, daß im Syr. die nur hier vorkommenden Wörter *rumiānā* und *rumiōnā* „Geschenk" sowie *dāuōna* „Elend" denselben Lautwandel zeigen, der im Westsyr. zur Umgestaltung in *dūuōnō* führt, so kann man in den beiden letzten Beispielen diesen Lautwandel doch nur auf den labialen Charakter der umgebenden Laute zurückführen. Dann liegt aber der Schluß nahe, daß auch in *dikrōn* usw. sowie im nab. *enōš* „Mensch" eine analoge Ursache den Lautwandel bewirkt habe, und das kann nur das in den Grundformen benachbarte *u* gewesen sein; das bestätigt die Schreibung der arab. Namen *Wušāḥ* und *Bunān* mit einem *Waw* in der zweiten Silbe. Wenn aber auch *Sinān* und *'Adnān* ebenso geschrieben werden, kann das nur auf eine um sich greifende Neigung zu dunklerer Aussprache des *ā* vor *n* zurückgeführt werden. Die als Arbeitshypothese unentbehrliche Voraussetzung der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze führt, wenn sie überspannt wird, zu unmöglichen Annahmen, wie E. Hermann gezeigt hat. Hat doch schon F. Sommer darüber gespottet, daß die Rose den Römern sabinisch geduftet (*oluit*), aber ihren latinischen Duft (*odor*) beibehalten haben soll. Ist auch der Buchstabenname *Iōd*, wie Iota beweist, ohne Zweifel ein Kanaanäismus, so konnten die Aramäer ihr *leḥōḏ* „allein" doch nicht den Kanaanäern entlehnen, die es nie besessen haben; denn nur im Aram. verlor **aḥad* seinen Anlaut, und die Umbildung zu *leḥōḏ* ist so zu beurteilen, wie die Entwicklung von ursem. **qas* zu arab. *qaus*.

Da auch das Nab. das Reflexiv schon meist mit *naf̌š* umschreibt, ist es sehr unwahrscheinlich, daß in J 38, 7 (S. 57) *ʾitkeṯib* noch „s'y fera inscrire" sollte bedeuten können, zumal die Übersetzung „wenn für ihn darin eine Schenkung verzeichnet wird" ebenso nahe liegt.

Unter die Aufzählung der Adjektiva mit der Endung *āi* (S. 89) haben sich die Nomina *bannāiā* „Baumeister" *lēliā* „Nacht" und *sūsiā* nicht „cavalier", sondern „cheval", wie im Glossar S. 123 richtig übersetzt wird, verirrt.

Die Lesung der Plurale *bērāyāṯā* „Brunnen" und *arkāyāṯā* „Porticus", die S. 93 noch als *bērōṯā* usw. aufgefaßt werden, ist schon in den Nachträgen richtig gestellt. Das seiner Bedeutung nach unsichere *ṣhutā* 350, 2 kann doch nur das arab. *ṣaḥyat* sein.

Die Stellung der Einer hinter der Zehn in der Gruppe 11—19 im Nab. ist doch nicht so vereinzelt wie S. 97 angenommen wird; sie findet sich auch im Äg.-aram. (Leander 117) und auch im Syr. wagt Jacob von Sarūg (Bedjan) V, 667, 7, allerdings wohl unter dem Zwang des Metrums, *ba'sar waḥdā* „um 11 Uhr".

Irrig ist die Angabe, daß die im Nab. nicht seltene Konjunktion *fa* „dann" auch in den Papp. von Elephantine vorkomme (S. 97); sie muß also im Nab. als Arabismus betrachtet werden.

Dagegen kann die Konstruktion *denā aṯar dī* „ceci est l'endroit que" und *dā msgd dī* „ceci est la stèle qui" (S. 110) nicht auf arabischen Einfluß zurückgeführt werden, da es im Arab. keine vergleichbare Ausdrucksweise gibt. Ihr entspricht aber das beliebte syr. *ʾaṯar de* „wo", das nach dem hebr. *meqōm ʾašer* mit Nöldeke Mand. Gr. 451 n. als St. cst. anzusehen ist; vgl. eb. § 305, Syr. Gr. § 359, m. Grundr. II § 411, 412, wo die Konstruktion *ba'aṯar de lait gabrā tammān*, „da, wo kein Mann ist" Berach. 63a nachzutragen ist.

Leider wird die Benutzung der Grammatik weder durch einen Index noch durch ein Inhaltsverzeichnis erleichtert.

Der 2. Band bietet 8 Inschriften aus Petra, 13 aus dem Ḥaurān, 11 aus dem Ḥiǧāz, je eine aus Ḥalaṣa, Madaba und Milet, 4 sinaitische Graffiti und zum Schluß die altarabischen Inschriften aus en-Nemāra und Ḥarrān. Besonders dankenswert ist das alle Inschriften ausschöpfende Glossar mit einem Überblick über die Zusammensetzung des nabatäischen Wortschatzes.

S. 67 ff. erörtert Verf. die schwierige Frage der nab. Eigennamen mit der Endung *Waw*, deren Schreibung im Arab. in *ʿAmr* fortlebt. Bei der Übersicht über den Tatbestand hätte noch erwähnt werden müssen, daß die gleiche Form der Eigennamen sich auch bei der arabischen Dynastie von Edessa, *Maʿnū*, dem Vater, und *Arǐū*, dem Ahnherrn Abgars, sowie seinem Beamten *ʿAbdū bar ʿAbdū* fand, nach Ausweis der Abgarlegende. Wollte man mit Clermont-Ganneau die drei in der Hauranischen Inschrift Wadd. 2245 sich findenden Namen auf *w* als beweiskräftig für alle übrigen ansehen, wie der Verf. es tut, indem er alle Namen derart mit der Endung *-ō* umschreibt, so könnte diese allerdings nur als Endung des Hypokoristikons wie im pun. Hanno und seinen zahlreichen Verwandten angesehen werden. Daß hier eine Abart der Endung des St. emph. vorläge, was der Verf. für möglich hält, muß als ganz ausgeschlossen gelten. Läge aber eine Endung für Kurznamen vor, so wäre ganz unverständlich, wie in den späteren Inschriften, in denen das arab. Element das aram. mehr und mehr überwuchert, dieselbe Endung auch an Appellativen erscheint. Auch wenn es sich dabei, wie Littmann vermutet, z. T. um Fehler handeln sollte, so konnten diese den Schreibern doch nicht unterlaufen, wenn sie das Wāw der N. pr. als Kurzformendung empfunden hätten. Man wird also zu Nöldekes Theorie zurückkehren müssen, und in dem *-ū* die dem akkusativischen *-ā* des klassischen Arabisch entsprechende Pausalform des Nominativs sehen müssen. Daß diese im klass. Arabisch abfällt, kann so wenig als Gegenargument dienen, wie die vom Verf. gegen Nöldeke angeführten Abweichungen in der diptotischen und triptotischen Flexion; denn neben *Whb* findet sich viel häufiger *Whbw* und die in *Abgrw* vorliegende Form *afʿal* ist ja auch im klassischen Arab. nicht immer diptotisch, wenn auch die edessenische Überlieferung *Abgar* neben *Maʿnū* bietet. Daß es sich dabei schließlich nur noch um graphische Tradition handelt, zeigen besonders deutlich die Akkusative *Nizārū* und *Maʿaddū* in der Inschrift von en-Nemāra.

Am Schluß erörtert Verf. noch einmal die Frage, ob das in den Inschriften vorliegende Aramäisch eine reine Schriftsprache war oder einen Lokaldialekt darstelle, und entscheidet sich für das Erstere. Offenbar mit Recht. Zwar ist die Annahme M. Cohens nicht mit Sicherheit auszuschließen, daß in Petra und im Ḥaurān auch Aramäer ansässig gewesen wären. Die arabischen Eigennamen in den Inschriften zeigen uns aber eine arabische Oberschicht, und diese hätte sich schwerlich der Sprache ihrer Metöken bedient, wenn sie nicht schon seit alters durch die Achämeniden zum Rang einer internationalen Schriftsprache erhoben worden wäre. Im Lichte dieser Erkenntnis muß nun aber die Frage nach der Gliederung der aramäischen Dialekte ganz neu untersucht werden, wozu H. K. Ginsberg soeben im AJSL XLX (Okt. 33), 1—9 den Anfang gemacht hat.

Sbath, Le R. P. Paul: **Le Formulaire des Hôpitaux d'Ibn Abil Bayan Médecin du Bimaristan Annacery au Caire** au XIIIe Siècle. Ouvrage annoté et publié pour la première fois. Sonderdruck aus „Bulletin de l'Institut d'Égypte", T. XV, 1932 bis 1933. (S. 13—80.) gr. 8°. Kairo: Imprimerie de l'Institut Français d'Archéologie Orientale. Bespr. von Max Meyerhof, Kairo.

Der Verfasser ist ein syrisch-katholischer Priester aus Aleppo, seit langem in Kairo ansässig, Besitzer einer recht umfangreichen arabischen Handschriftenbibliothek (Bibliothèque de manuscrits Paul Sbath, Le Caire 1928; Katalog in 2 Bänden), aus der er schon eine ganze Reihe von bis dahin unveröffentlichten Werken hat drucken lassen; zumeist kleinere Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie, Rhetorik, der Naturwissenschaften und der Medizin. Diesmal gibt er den arabischen Text eines Rezeptbuches aus dem XIII. Jahrhundert n. Chr. wieder, mit einer kurzen französischen Einleitung, in welcher er erwähnt, daß er in Aleppo ein Ms. dieser kleinen, in Kairo im Mittelalter sehr bekannten Schrift habe erwerben können, die von 874 H (1469 n. Chr.) datiert ist. Der Verfasser des „Krankenhaus-Rezeptbuches" (*ad-Dastūr al-Bīmāristānī*) ist der jüdische Arzt Sadīd ad-Dīn Abu'l-Faḍl Dāwūd ibn Abi'l-Bajān, geboren in Kairo 1161 u. Z. und gestorben daselbst im Alter von über 80 Jahren. Er war zeitweilig Arzt an dem (vom Sultan Saladin 1171 gegründeten; Ref.) Nāṣirī-Krankenhause, Leibarzt von Saladins Bruder Sultan Saif ad-Dīn und Lehrer des Geschichtsschreibers der arabischen Ärzte, des Ibn Abī Uṣaibiʿa. Sein Buch umfaßt in 12 Kapiteln die damals in Ägypten, Syrien und im ʿIrāq in Krankenhäusern und von den Apothekern am meisten verwandten zusammengesetzten Heilmittel; Latwergen, Pillen, Sirupe, Pastillen, Pulver, Gurgelwässer, Augensalben, Einläufe, Öle, Stuhlzäpfchen u. a. m. Sein Werk ist von zeitgenössischen und späteren Pharmakologen (wie Ibn al-Baiṭār und Kōhēn al-ʿAṭṭār, beide im XIII. Jahrh.) ausgiebig benutzt und vielfach zitiert worden.

Die Textausgabe, welche Pater Sbath bietet, ist vollkommen ausreichend, hätte allerdings durch Heranziehung anderer Handschriften (siehe Brockelmann I, 491) gewinnen können. Die Textverbesserungen des Herausgebers sind größtenteils zu billigen; auf Einzelheiten möchte ich nicht eingehen. Der Reichtum der arabischen Pharmakopöe an Arzneiformen, der in allen ärztlichen Werken des Islams überrascht, ist auch in diesem Rezeptbuch zu erkennen; es sei daran erinnert, daß die Ausdrücke Sirup, sowie Looch (für eine „Leckmedizin", Linctus), Rob (für eine Fruchtkonserve) und andere aus dem Arabischen in die Apothekersprache Europas übergegangen sind. Erstaunlich und zum Teil philologisch interessant ist die Fülle der aus der griechischen Arzneimittellehre im Islam verbliebenen Rezepte, deren Namen teilweise durch das Syrische und Persische passiert sind. Da finden wir z. B. (S. 32f.) verschiedene Arten von Hiera (arabisch-persisch *ajārīǧ*, bittere Abführpillen), die des Rufus, Galenos und eines unbekannten Logadios, sowie die Augensalbe des Römers Paccius, dessen Name sich im Arabischen in *al-Qāqijās* verwandelt hat (S. 57). Das „königliche" Heilmittel Basilikon tritt in der syrischen Form *Malkājā* wieder auf, wird allerdings vom Verfasser des Rezeptbuches selbst fälschlich

von *malā'ika*, dem arabischen Wort für Engel abgeleitet (S. 55). Das griechische Augenmittel „Lichtbringer" (φωσφόρος) kommt syrisch-persisch als *Rūšnājā* und arabisch übersetzt als *ǧālib an-nūr* vor (S. 53). Die Zusammensetzung der Rezepte selbst ist eine sehr veränderliche; die Veröffentlichung des Textes des alten Rezeptbuches wird daher für jeden, der sich mit mittelalterlicher Medizin beschäftigt, von großem Nutzen sein.

[Ibn Iǰās:] Die Chronik des Ibn Iǰās, in Gemeinsch. mit M. Sobernheim hrsg. von P. Kahle u. Muhammed Mustafa. IV: A. H. 906—921 / A. D. 1501—1515. V: A. H. 922—928 / A. D. 1516—1522. Istanbul: Staatsdruckerei; Leipzig: F. A. Brockhaus in Komm. 1931/32. (29, 502 S. u. 12, 493 S.) gr. 8° = Bibliotheca Islamica, 5d u. 5e. Je RM 30—. Bespr. von Herbert Jansky, Wien.

Das Geschichtswerk des Ibn Iǰās ist die weitaus wichtigste, ja in vieler Hinsicht einzig dastehende Quelle über die Geschichte Ägyptens in der letzten Zeit der Mamlukenherrschaft, in den Tagen der osmanischen Eroberung und den ersten Jahren der osmanischen Herrschaft. Hierin liegt ihre überragende Bedeutung, die schon seinerzeit die Bibliothèque Khédiviale in Kairo bewog, das Werk in den Jahren 1311/12 H (1893/94 D) in Bulaq drucken zu lassen. Die ägyptische Ausgabe hat ungeachtet ihrer vielen und schwerwiegenden Mängel dem Benützer wertvolle Dienste geleistet; dessen zu gedenken, wird, wer mit der alten Textausgabe gearbeitet hat, als eine Pflicht der Dankbarkeit empfinden in einem Augenblick, da wir, wenigstens soweit die letzten in ihr behandelten Jahre in Betracht kommen, von ihr Abschied nehmen, weil die Herausgeber der neuen Ausgabe uns den Text des Ibn Iǰās in der besten, nicht mehr zu überbietenden Form beschert haben. Stützen sie sich doch auf zwei Hss. (Paris, Leningrad), die sich aufs Engste an die Urquelle anlehnen, die sich in dem von H. Ritter in der Fātiḥ-Bibliothek zu Stambul entdeckten Autograph darbietet.

Das Hauptverdienst der neuen Ausgabe liegt zunächst darin, daß sie uns endlich in dem zuerst erschienenen 4. Teil die auf den Zeitraum 1501—1515 bezüglichen Teile der Chronik, die nicht nur im Bulaqer Druck, sondern auch in den meisten Hss. fehlen, zugänglich macht. Aber auch die Neuausgabe der im Bulaqer Druck bereits enthaltenen Stücke des Werkes erwies sich seit der Auffindung des Autographs in Stambul als eine unabweisliche Notwendigkeit. Denn Verlesungen, absichtliche Korrekturen, Umstellungen und vor allem Kürzungen des Textes in den der alten Ausgabe zu Grunde liegenden Hss. haben einen Zustand zur Folge gehabt, den Paul Kahle in der Einleitung folgendermaßen charakterisiert: „... die Abweichungen zwischen der Originalniederschrift und dem gedruckten Text sind oft so groß, daß man sich gelegentlich fragen muß, ob man es überhaupt mit demselben Werk zu tun hat". Hieraus ergibt sich die Überlegenheit des nun edierten Textes von selbst. In dem nun erschienenen, die Jahre 1516—1522 umfassenden 5. Teil der neuen Ausgabe kommt dies indessen noch nicht so stark zum Ausdruck. Denn gerade der ihm entsprechende 3. Band des Bulaqer Druckes bietet, wie Kahle in der Einleitung auch betont, trotz ständiger Eingriffe und großer Inkorrektheit in den Namen im großen und ganzen doch wenigstens den vollständigen Text. Auf jeden Fall liegen uns jetzt die interessantesten Kapitel der Chronik in einer erstklassigen, unbedingt zuverlässigen Ausgabe vor, wofür wir den Herausgebern wie der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft nicht genug Dank wissen können.

Der 4. Teil enthält auch die in deutscher Sprache geschriebene Einleitung, in der Paul Kahle nach allgemeinen Worten über Ibn Iǰās, geboren 1448, gestorben nach 1522, — er zieht, wohl mit Recht, diese Namensform der Aussprache *Ibn Ajās* vor — das vorstehend umrissene Verhältnis zwischen Autograph, sonstigen Hss. und Bulaqer Druck behandelt, um dann ein mit sehr ausführlichen und aufschlußreichen Einzelangaben ausgestattetes Verzeichnis der bisher bekanntgewordenen Hss. der Chronik mit insgesamt 34 Codices folgen zu lassen. Auch die Gruppierung der Hss. in verschiedene Fassungen wird eingehend besprochen. In diesem Zusammenhange hätte erwähnt werden können, daß, worauf ich schon wiederholt verwiesen habe[1], das von Muḥammad ibn Muḥammad ibn Muḥammad ibn Abī 's-surūr[2] herrührende Geschichtswerk *at-tuḥfa al-bahijja fī tamalluk āl 'Oṯmān ad-dijār al-miṣrijja* in seinem ersten Teil einen wörtlichen Auszug aus Ibn Iǰās darstellt; für die Beurteilung der gesamten mit den *Badā'i' az-zuhūr* zusammenhängenden Fragen ist dies gewiß von ganz untergeordneter Bedeutung, wenn aber schon einmal eine Übersicht über alle erreichbaren Texte der Chronik geboten werden soll, dürften die drei vorhandenen Hss. (2 in Wien, 1 in Kopenhagen) des genannten Auszuges nicht unerwähnt bleiben. Weiter bespricht Kahle die vom Autor benützten Quellen, die für die vorliegenden Teile, in denen Ibn Iǰās als Augenzeuge spricht, freilich nicht in Betracht kommen, seine Abkunft aus angesehener Familie und endlich den Text selbst. Der gewählten Methode, Vulgarismen und Verstöße gegen die arabische Grammatik, soweit sie sich im Autograph finden und daher sicher auf den Autor zurückgehen, unverändert in die Textausgabe zu übernehmen, glaube ich restlos zustimmen zu sollen. Außer den von Kahle auf S. 27 der Einleitung erwähnten Typen von Inkorrektheiten solcher Art erscheint mir besonders beachtenswert die vollkommene Nichtbeachtung der Regeln für die

---

1) *Die Eroberung Syriens durch Sultan Selīm I.* (Mitteilungen zur osmanischen Geschichte, Bd. II), S. 173 f. Ferner: *Die Chronik des Ibn Ṭūlūn als Geschichtsquelle über den Feldzug Sultan Selīm's I. gegen die Mamluken* (Der Islam, XVIII Bd.) S. 30.

2) Brockelmann, *Geschichte der arabischen Literatur*, Bd. II, S. 297.

Setzung des Apocopatus auch dort, wo nicht reine Vulgärformen vorliegen, also etwa nach لم: Formen wie لم يعطى(!) u. dgl. finden sich auf Schritt und Tritt. Interessant wäre es, zu wissen, ob die Form يبلغه (5. Teil, S. 58, Z. 20) nicht etwa nur Druckfehler für بلغه ist; wenn nicht, so hätten wir hier also ein Imperfektum mit dem Präfix *bi-* vor uns. Doch habe ich ein solches in den umfangreichen von mir gelesenen Teilen des Textes sonst nirgends gefunden.

Ein arabischer Auszug aus der deutschen Einleitung findet sich im 5. Teil. Hingegen vermißt man dort Namen- und Sachindices, die nach einer Bemerkung in der Einleitung (S. 28) in diesem Teil hätten erscheinen sollen. Es ist zu hoffen, daß sie bald folgen. Der Druck ist prachtvoll, nur fehlen häufig die Punkte auf der Femininendung ة, was zuweilen störend wirkt.

Dies über die Ausgabe als solche. Eine weitere Frage ist nun, wie weit die Angaben des uns in ihr vorliegenden Urtextes die Ergebnisse früherer wissenschaftlicher Arbeiten, die sich auf weniger zuverlässige Textredaktionen stützen mußten, beeinflussen werden. Ihre Untersuchung für jeden einzelnen Fall muß der Spezialforschung überlassen bleiben. Ich für meinen Teil bin der Frage in der mir besonders naheliegenden Richtung bezüglich des Feldzuges Sultan Selīms I. gegen die Mamluken nachgegangen und habe bei genauer Durcharbeitung der ganzen betreffenden Textteile festgestellt, daß sich gegenüber meiner seinerzeitigen Arbeit keinerlei neue Gesichtspunkte, ja nicht einmal Abweichungen in Kleinigkeiten, ergeben. Bei der oben erwähnten verhältnismäßig guten Beschaffenheit des Textes in Band III der Bulaqer Ausgabe war auch kaum anderes zu erwarten gewesen. Bemerkenswert ist, daß im Autograph der Einzug des Sultans Ḳānṣūh in Damaskus mit Montag, dem 18. Ǧumādā I, also wohl richtiger als im Bulaqer Druck, aber doch immer noch mit falschem Wochentag[1], angegeben wird (5. Teil, S. 51, Z. 2). Diese Tatsache ist deshalb interessant, weil sie ein Beispiel dafür bietet, daß Ibn Iǰās bei Berichten, die er von auswärts erhielt, sich nicht die Mühe nahm, die Datierungen zu überprüfen, um sich von der Übereinstimmung zwischen Wochentag und Monatsdatum zu überzeugen. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist endlich noch die im Bulaqer Druck nicht enthaltene Stelle (5. Teil, S. 74, Z. 14 f.), derzufolge sich die 'Ulemā' von Haleb schon lange vor dem Kriege in heimlichem Einverständnis mit Sultan Selīm befunden hatten. Die Nachricht von einer solchen Verbindung zwischen geistlichen Kreisen des Mamlukenreiches und den Osmanen mußte bisher als sehr zweifelhaft betrachtet werden, da sie nur in einem einzigen und dabei noch sehr späten Geschichtswerk, nämlich dem wahrscheinlich nach 1640 verfaßten *Ta'rīḫ-i Riḍwān Pašazāde*, überliefert war[2]. Nun wird sie durch Ibn Iǰās bekräftigt und dies scheint wieder meine kürzlich an anderer Stelle[3] geäußerte Ansicht zu stützen, daß Riḍwān Pašazāde als Historiker bisher unterschätzt worden ist.

Meïssa, M.-S.: Le Message du Pardon d'Abou'l'Ala de Maarra. Préface de W. Marçais. Paris: P. Geuthner 1932. (IV, 204 S.) kl. 8°. 20 Fr. Bespr. von J. Hell, Erlangen.

Die Gestalt des blinden Dichters von Maʿarrat an-Nuʿmān ist in ein neues Licht gerückt, seitdem R. A. Nicholson (JRAS XXXIV, 1902) auf die bis dahin unbekannte *risālat al-ġufrān* die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Die Erstausgabe des schwierigen Textes (Kairo 1903 bis 1907) fand zwar wenig Beachtung; nachdem aber Asin y Palacios (Escatol. musulm. en la Divina Comedia. Madr. 1919) im ersten Teil dieser Risāla eine Nachahmung der Miʿrāǧ-Legenden und damit ein Vorbild der Divina Commedia erblickt hatte, wandte sich ihr das Interesse des arabischen Orients zu. Es entstand eine ganze Literatur darüber, die in Kāmil Kīlānī's gekürzter Ausgabe (2. Aufl. Kairo 1925) z. T. abgedruckt ist. Kīlānī glaubte sogar, dem ersten Teil der Risāla eigenmächtig den Untertitel „Kummedija ilāhijja" verleihen zu können und Illustrationen zu Dante's Inferno in seiner Ausgabe bringen zu sollen. Schon vor dem Erscheinen dieser Ausgabe hatte sich I. Kratschkovski in seiner gründlichen Weise mit dem Werke befaßt (Islamica I 344 ff.), und Ṭaha Ḥusain hatte Kīlānī's Ausgabe durch eine auch für die abendländische Romanistik beachtenswerte Studie eingeleitet; aber noch immer waren die am nächsten interessierten Kreise der Wissenschaft von der Diskussion ausgeschlossen, da der Text in keine europäische Sprache übersetzt war.

In diese Lücke springt nun der Algerier Meïssa mit seiner französischen Übersetzung des „Message du Pardon", vielmehr des im Mittelpunkt der Diskussion stehenden ersten Teiles dieses Werkes. Meïssa erledigt seine auch für einen Araber nicht leichte Aufgabe ohne wissenschaftliche Prätentionen.

Der Fachmann hätte eine Unterscheidung der übersetzten Teile von den nur paraphrasierten, fortlaufende Verweise auf die Textausgabe, eine einfachere und vor allem konsequentere Umschreibung der Eigennamen (Amr st. Ameur, Abou Bekr st. Aboubakeur usw.) und eine sorgfältigere Korrektur des Druckes gewünscht; der Fernerstehende wird vielleicht erklärende Anmerkungen vermissen. Trotz alledem wird man dem Übersetzer Dank wissen für seine schlichte und lichtvolle Arbeit.

In der Einleitung gelingt es M., das Rätselhafte und Zwiespältige im Wesen al-Maʿarrī's zu veranschaulichen; weniger glücklich ist seine Stellungnahme zum Dante-Problem; es ist sehr zu bedauern, daß er nicht aus Ṭaha Ḥusain's Studie geschöpft und dadurch auch diese dem Abendland erschlossen hat; denn was Ṭaha Ḥusain über al-Maʿarrī und über die *risālat al-ġufrān* sagt, ist das Beste, was bis jetzt gesagt worden ist, und der Vergleich al-

---

1) Vgl. *Die Eroberung Syriens usw.*, S. 200, Anm. 5; *Die Chronik des Ibn Ṭūlūn usw.*, S. 25.

2) S. *Die Eroberung Syriens usw.*, S. 179, Anm. 3, und S. 185, Anm. 2.

3) *Beiträge zur osmanischen Geschichtsschreibung über Ägypten* (Der Islam, XXI. Bd.) S. 277.

Maʿarrī's mit Anatole France würde verdienen, im Abendlande nachgeprüft und vielleicht durch Ausblicke auf Rousseau, Voltaire u. a. ergänzt zu werden.

Es wäre nutzlos, die stark gekürzte Übersetzung hier zu einer Inhaltsangabe verdünnen zu wollen; wer an dem Dante-Problem interessiert ist, wird sich die leichte Lektüre der ganzen Übersetzung nicht ersparen können. Ob die Lektüre auch für den Fernerstehenden so genußreich ist wie für den mit dem Islam und der arabischen Literatur Vertrauten, vermag Ref. nicht zu beurteilen; aber das wird sicher auch der Laie empfinden, daß al-Maʿarrī's Schilderung des himmlischen Lebens — die Hölle spielt eine ganz untergeordnete Rolle, da es ja gilt, seltsame Fälle der göttlichen Verzeihung zu berichten — nicht, wie der Übersetzer urteilt, inférieur au génie de son auteur" ist, sondern im Gegenteil im ganzen und im einzelnen noch geistvoller als die oft eintönigen und matten *Luzūmijjāt*. Für uns Kinder einer anderen Zeit ist der Genuß eines solchen Werkes freilich erst möglich nach Ausschaltung alles dessen, was wir nicht mehr genießen und verstehen können, des Reinsprachlichen und Literarästhetischen. Das Reinsprachliche und Literarästhetische überwuchert im Originalwerke den für uns genießbaren Teil in einem Umfange, den wir — mit Ṭaha Ḥusain — für beabsichtigt halten müssen, damit die geistlose Masse der Leser mit dem Beiwerk den verfänglichen Kern schluckte.

Damit ist aber auch schon angedeutet, daß das „Sendschreiben von der Verzeihung" nicht ohne Gewalttätigkeit mit Dante's Divina Commedia verglichen werden kann. Nach des Ref. Ansicht ist die *r. al-ġufrān* der Form nach eine Parodie auf die damals Mode gewordene Maḳāmen-Literatur; die vom Dichter spielend beherrschte Reimprosa, die im Himmel arrangierten schöngeistigen Gelage, das übertriebene Haschen nach sprachlichen Quisquilien und die übersteigerte Wertschätzung einzelner Dichterstellen, die sogar mit dem Paradies belohnt werden — all das ist ein beißender Hohn auf eine Geschmacksrichtung, die der tiefernste, auf die letzten Fragen alles Seins gerichtete Dichterphilosoph nicht zu teilen vermochte. Dem Inhalte nach ist das Werk eine Burleske: in drastischer Weise werden die Himmelsfreuden so dargestellt, wie sie der strenggläubige Theologe nach den Worten des Qoran und der Überlieferung und somit nach seinen eigenen Lehren erwarten mußte. Daß dabei unter der Maske der Naivität die Lachlust gereizt und der Zweifel erweckt wird, ist beabsichtigt; aber die Tendenz ist so gut hinter der Form biederer Strenggläubigkeit versteckt, daß man den Dichter nicht fassen konnte.

Mit Dantes Weg durch das Jenseits hat diese Burleske nicht mehr gemeinsam als die christliche und islamische Weltanschauung im Mittelalter überhaupt gemeinsam hatte. Wie wenig sich al-Maʿarrī's Risāla mit der Divina Commedia vergleichen läßt, das wird auch den Orientalen klar geworden sein, seitdem ihnen Dante's Werk in arabischer Prosaübersetzung erschlossen ist (Tripolis 1930).

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Hüsing, Georg †: **Porušētiš und das achamanidische Lehenswesen.** 2., umgearb. u. verm. Aufl. Wien: Selbstverlag der Gesellschaft Deutsche Bildung 1933; zu beziehen durch: Eichendorff-Haus, Wien. (72 S.) 8°. = Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde, Ergänzungsheft 2. RM 2.50. Bespr. von Arthur Christensen, Charlottenlund.

Die erste Auflage dieser Schrift ist 1918 im 2. Bande der „Berichte des Forschungsinstitutes für Osten und Orient", Wien, erschienen.

Gegenüber der einseitigen Auffassung und Beurteilung der achaimenidisch-persischen Verhältnisse nach griechischen Quellen betont Verf. mit Recht den hohen Wert der in den letzten Jahrzehnten aufgefundenen einheimischen Urkunden verschiedener Art. Besonders wichtig sind — außer den neugefundenen altpersischen Inschriften, welche für die gegenwärtige Untersuchung nicht in Betracht kommen — die Papyri von Elephantine und eine Reihe von babylonischen Geschäftsurkunden, die etwa derselben Zeit entstammen. Verf. nützt in verschiedener Weise dieses Material, in erster Reihe die daselbst vorkommenden iranischen Eigennamen, für seine Untersuchung aus. Die altiranische Namenforschung, welche immer ein Lieblingsstudium des Verfassers war, ist nun ein Gebiet, wo große Vorsicht geboten ist. Namentlich bei dem Versuche, altiranische Dialektunterschiede aus der Wiedergabe iranischer Eigennamen im Munde fremder Völker zu erschließen, verfällt der Forscher leicht der Versuchung, aus wenig beweiskräftigem Belegmaterial allzu weittragende Schlüsse zu ziehen. Verf. ist dieser Gefahr nicht ganz entgangen.

Hüsing behauptet, die Awestasprache sei medisch, meint aber, „daß die Riesensammlung des Awesta ja doch nicht in einer Mundart gedichtet sein kann", und sucht durch diese Modifikation der medischen Theorie unbequeme lautliche Tatsachen zu erklären. Ganz verfehlt ist die Annahme, daß mit dem Namen Pouruštiš, welcher in der endlosen Reihe von Namen größtenteils unbekannter Personen im

Yašt 13 vorkommt (§ 114), die bekannte Königin Parysatis, Mutter des Artaxerxes II und des Kyros des Jüngeren, gemeint sei. Nicht nur, daß diese Auslegung die Annahme einer fehlerhaften Schreibung des awestischen Namens erfordert (ein Ausweg, den man bei der Art der Awesta-Überlieferung immer bei der Hand hat), sondern auch die Tatsache, daß im Yašt 13 alle Namen weiblicher Personen in den §§ 139—142 gesammelt sind, während alle die in den §§ 96—138 vorkommenden Namen Mannesnamen sind, genügt, um diese Hypothese zu widerlegen.

Es ist längst bekannt, daß einige Neuerungen in der offiziellen Religion der Achaimeniden unter Artaxerxes II eingeführt worden sind (Hervortreten der Kulte des Mithra und der Anāhitā neben demjenigen des Ahuramazda). Die Bedeutung dieser Änderungen in der Religion des Königshauses ist sehr schwer zu beurteilen, besonders deshalb, weil wir eben auch über die Religion der früheren Achaimeniden nur dürftig unterrichtet sind. Mazdayasniertum ist nicht eo ipso gleich Zarathuschtratum, und wir wissen gar nicht, wie viele verschiedene iranische Sekten oder Kultgemeinden im Achaimenidenreiche vorhanden waren. Gegen die Annahme, daß die älteren Achaimeniden Zarathuschtrier gewesen seien, hat Benveniste gute Gründe angeführt. Es ist dann auch eine unbeweisbare Hypothese von Hüsing, daß der Gegensatz zwischen Artaxerxes II und seinem Bruder Kyros dem Jüngeren zum Teil eine religiöse sei, daß Kyros persischer Mazdayasnier gewesen sei, Artaxerxes aber medischer Devayasnier, und daß Parysatis geradezu eine Heilige des Devayasnatums geworden sei. Diese letzte Behauptung stützt sich allein auf der unannehmbaren Gleichsetzung von Parysatis mit Pouruštiš im Yašt 13 und auf der ebenso willkürlichen Identifizierung derselben mit der Königin Hūmāy der späteren Kayanidenlegende (Über Hūmāy s. mein Buch „Les Kayanides", S. 146—152).

Interessant sind die Untersuchungen über die Entwickelung einer Art von Feudalismus zur Zeit der Achaimeniden. Hier hat Verf. — unter Betonung der bisher zu wenig beachteten „allmählichen Vermischung des Akkadertums mit dem Eraniertum" — Einzelheiten zutage gefördert, die zu weiteren Forschungen einladen. Mit den aus neueren persischen und türkischen Verhältnissen angeführten Parallelen, welche eine durch mehr als tausend Jahre islamischer Kultur fortgepflanzte Tradition voraussetzen, befinden wir uns doch wieder auf unsicherem Boden.

Messina, Giuseppe, S. J.: **I Magi a Betlemme e una Predizione di Zoroastro.** Rom: Pontif. Inst. Biblicum 1933. (102 S.) gr. 8°. = Sacra Scriptura Antiquitatibus Orientalibus Illustrata, 3. 16 L. Bespr. von Carl Clemen, Bonn.

Unter der Voraussetzung, daß die Erzählung Matth. 2 geschichtlich und unter den μάγοι ἀπὸ ἀνατολῶν mit zahlreichen altchristlichen Autoren Zoroastrier zu verstehen seien, sucht Messina ihr Erscheinen in Bethlehem damit zu erklären, daß bei ihnen wohl durch die sog. Orakel des Hystaspes die jüdische Messiaserwartung bekannt geworden war. In der Tat könnte man, auch wenn man die erstere Voraussetzung aufgeben zu müssen, aber an der anderen festhalten zu dürfen glaubt, die Legende durch eine solche Annahme verständlich zu machen suchen, aber daß die Orakel des Hystaspes so alt seien, hat M. so wenig wie Windisch [Die Orakel des Hystaspes, Verhandelingen der kon. akademie van wetenschappen te Amsterdam, Afd. Letterkunde, N. R. 28, 3, 1929, 9. 70. 96] wirklich bewiesen; sie lassen sich nur bis in das 2. nachchristliche Jahrhundert zurückverfolgen. Außerdem sagen sie nichts von einem Stern, der die Geburt des Messias ankündigen sollte; erst in dem Zand i Vahman Yašt ist davon die Rede, daß vor der Erscheinung eines Vorläufers der Saušyants Sterne sichtbar werden und auf die Erde regnen würden; aber auch das ist offenbar etwas anderes.

Indes wenngleich danach die Hauptthese M.s unbeweisbar bzw. unhaltbar sein dürfte, so enthält seine Abhandlung doch sonst manche wertvollen Ausführungen. Zwar über die Stellung der Magier im Zaroastrismus widerholt er nur, was er schon in seiner 1930 erschienenen Doktordissertation: Der Ursprung der Magier und die zarathustrische Religion dargelegt hatte. Aber neu ist, obwohl ein im päpstlichen biblischen Institut in Rom gehaltener Vortrag über die Erwartung eines Heilands bei den Magiern auch schon im Osservatore Romano vom 20. und 21. Januar 1930 abgedruckt worden war, doch im übrigen das Kapitel: Der Saušyant in der iranischen Tradition und seine Erwartung, in dem gezeigt wird, daß so in den Gathas noch geschichtliche Persönlichkeiten (Zarathustra und seine Mitarbeiter) genannt werden, während der Ausdruck im späteren Avesta auch einen eschatologischen Sinn erhält. Wenn freilich den dafür zunächst in Betracht kommenden Spend Nask Christensen (Études sur le zoroastrisme de la Perse antique 1928, 6) in vor- oder frühachämenidische Zeit setzen will, so bestreitet das M. zwar, glaubt aber selbst die Erwartung eines Saušyant, weil die im iranischen Bundahišn damit verbundene Lehre von der schließlichen Einebnung der Erde bei Plutarch, de Is. 47 vorkommt und hier nachher (!) Theopomp zitiert wird, mindestens bis ins 4. vorchristliche Jahrhundert zurückführen zu können, während schon Lagarde (Gesammelte Abhandlungen 1866, 150) wohl mit Recht erklärte: „Was Plutarch gibt, ist eben darum, weil er 47 Mitte den Theopompos als seinen Gewährsmann nennt, nicht auf Theopompos zurückzuführen". Oder folgt ein

solches Alter dieser Vorstellung vielmehr aus dem Namen eines baktrischen Königs, den Ktesias erwähnt hat und Diodor Exaortes, Oxyartes oder Oxathres nennt und dessen Name mit dem des 1. Saušyant, Uxšyat-ereta identisch sein soll? Dann brauchte jener König doch noch nicht nach diesem genannt worden zu sein, ja wenn er nach Ktesias ein Zeitgenosse des Ninos gewesen sein soll, so wäre das wohl völlig ausgeschlossen. Auch daß man den (1.) Saušyant, dessen Erscheinung ja eine Zeit von Heimsuchungen und religiösem Verfall vorangehen sollte, zuerst unter Alexander d. Gr. erwartet hätte, ist daraus, daß Plutarch an der angegebenen Stelle (aber eben nicht auf Grund von Theopomp) sagt, am Ende (!) würde Areimanios λοιμὸν καὶ λιμόν herbeiführen, und Cicero, de divin. I, 47 berichtet, nach Alexanders Geburt hätten die Magier gerufen, pestem ac perniciem Asiae proxuma nocte natam, gewiß nicht zu entnehmen; denn auch das Wortspiel zwischen λοιμός und λιμός findet sich ebenso sonst (z. B. Luk. 21, 11). Eher wäre es an sich möglich, daß man, nachdem sich unter Seleukos Nikator die Verhältnisse gebessert hatten (wenn sie das taten), Vištāspa, den Beschützer Zarathustras, mit dem Vater des ersten Darius zu identifizieren und deshalb unter Ardašir I., wie Mas'udi berichtet, nach 200 Jahren das Ende eines Jahrtausends zu erwarten begann; aber das erstere erklärt sich natürlich auch einfach aus der Gleichheit der beiden Namen. Endlich daß man zur Zeit des Xanthos Zarathustra in das 11. vorchristliche Jahrhundert gesetzt hätte, ist nur haltbar, wenn an der betr. Stelle bei Diogenes Laertios (de vit. philos. 2, 2) nicht ἑξακισχίλια, sondern ἑξακόσια gelesen wird, aber das ist wohl nicht die schwierigere und deshalb bessere Lesart, sondern die schlechtere; denn sie stimmt nicht zu der Ansetzung Zarathustras bei Hermodores, mit der sie doch hier zusammengestellt wird. Wenn bei jener Datierung Zarathustras dagegen ein Saušyant zu Beginn unserer Zeitrechnung hätte erwartet werden können, so läßt sich das doch mit den christlichen Schriften, die das erst auf Grund von Matth. 2 annehmen, natürlich nicht beweisen. Doch sind diese Untersuchungen über angebliche messianische Weissagungen Zarathustras bei christlichen Schriftstellern wieder ebenso interessant wie die über seine Identifikation mit alttestamentlichen Gestalten, die sich auch bei Persern und Arabern finden. Die Schrift ist also insofern doch dankenswert und regt auch sonst zum Nachdenken an.

Donaldson, Dwight M.: **The Shi'ite Religion.** A history of Islam in Persia and Irak. London: Luzac & Co. 1933. (XXVI, 393 S.) gr. 8°. = Luzac's Oriental Religions Series, Vol. VI. 15 s. Angez. von R. Strothmann, Hamburg.

Nach älteren und besonders jüngeren Zwölfer-Schriften schildert D. Imamenlegende, -glaube und -kult, sowie einiges aus der Schia-Geschichte. Daß er seit 16 Jahren (als Missionar) in Meschhed lebt, gibt der schlichten Zusammenstellung ein doppeltes Gepräge: 1. Da ihm die einschlägige westliche Forschung begreiflicherweise meist unbekannt blieb, verbreitet er sich ausführlich über bekannte Dinge und kann so dem Fernerstehenden general reader eine angemessene Vorstellung vermitteln. 2. Die Eigenschau kommt vor allen Dingen den heiligen Grabstätten zugute, deren Geschichte bis zur Gegenwart durchgeführt wird; außer Meschhed selbst sind auch Kerbela, Kazimen und Samarra in klaren Photographien festgehalten.

Südasien.

Annual Bibliography of Indian Archaeology for the Year 1931, published with the aid of the government of Netherlands India and with the support of the Imperial Government of India. Leiden: E. J. Brill 1933. (VIII, 210 S., 12 Taf.). 4° = Kern Institute Leyden. Bespr. von H. Zimmer, Heidelberg.

Sparmaßnahmen an den Zuschüssen der holländ. Kolonialverwaltung drohten den Umfang des Unternehmens empfindlich zu beschneiden, aber dann ermöglichten es Unterstützungen Ihrer Kgl. Hoheit Prinzessin Juliane und von seiten des Rockefeller-Institutes "to bring out the present issue on the established lines and even with an increase in size and substance". — Die Zahl der verarbeiteten Bücher und Artikel beträgt 982 (gegenüber 929 für 1930 und 731 für 1929), darunter 71 in der neuerlich einbezogenen Bibliographie für den fernen Osten, die den Radius des Ganzen ideal erweitert. — Die "Introduction" bringt 11 Sonderberichte über einzelne Forschungsgebiete. C. L. Fábri, der Begleiter Sir Aurel Steins, berichtet über "Alexanders battle with Porus: Sir Aurel Steins new location" —: "Alexander must have pitched his camp somewhere near the present Harānpūr. The crossing (des Hydaspes) took place from Jalālpūr", dessen Lage und Umgebung genau zu den Angaben bei Arrian und Curtius stimmt. "Jalālpūr undoubtedly must be identified with Boukephale" — einer der beiden Städte, die Alexander dort zur Erinnerung an seinen Sieg gründete und nach seinem Leibroß nannte, das dort starb, indes auf dem Raum der Dörfer Majhī, Haria, Bādshāhpūr die andere Stadt, Nikaia, sich verbirgt. — "The Śaiva sculpture of Parel" ist ein über 4 Meter großer Steinblock, der 1931 beim Straßenbau in der Nähe von Bombay aufgefunden wurde. Das Relief ist unvollendet, über 4 dienenden Genien (Musikanten) zeigt es 7 Göttergestalten, von denen 3 in der Mitte hinter- und übereinander herauswachsen, je 2 sich ihnen zur Seite entfalten. An Erwägungen von S. K. Aiyangar und Rev. H. Heras kritisch anknüpfend deutet A. Zieseniss das Bild als Maheśamūrti; die 3 mittleren Figuren lassen sich von oben nach unten als 3 Aspekte Śivas lesen: *Kālarudra* (zehnarmig, gewaffnet, tāmasa-Aspekt), Brahmā (zweiarmig mit kamaṇḍalu, rājasa-Aspekt), Vischnu (zweiarmig mit mātuluṅga (Citrone, Sinnbild der Welterhaltung), sattva-Aspekt). Die 4 Seitenfiguren (ohne Attribute) könnten die 4 sekundären Entfaltungen des Śiva Pañcamūrti sein: Sadyojāta, Vāmadeva, Tatpuruṣa und Aghora, "its subject would thus be a combination of the Pañcamūrti and Maheśvara aspects of Śiva ... as successive stages in the Descent of the Divine, found already in the Kailāsasaṁhitā of the Śivapurāṇa and wellknown to the Śaivasiddhānta and the Kashmirian Trika." — Einer Notiz über numismatische Publikationen (R. Burn) folgt ein Bericht des Archäol. Survey in Haiderabad über neu aufgenommene Tempelanlagen, die Konservierung der Fresken von Ajanta, über Grabungen, Inschriften und Neuerwerbungen des Museums. — Aus dem Reliefplattenschmuck der beiden kleineren Stupas von Nāgārjunikoṇḍa (vgl. den Bericht über A. H. Longhursts Ausgrabungen im Jahrgang 1930) werden 4 caitya-slabs (die wie in Amarāvatī den Kuppelbau verkleideten), abgebildet und von J. Ph. Vogel bezüglich ihres Inhalts zur Diskussion gestellt. — Nach einer Notiz über die neuerlich entdeckten Fresken im Kailāsanāthatempel von Conjeeveram.

im Felstempel von Malayadippatti des Pudukōtta State, des Brihadiśvarasvāmintempels zu Tanjore und in Ellora (J. Ph. Vogel), berichtet S. Paranvitana über excavation and conservation at Polonnaruva, es handelt sich speziell um den durch Inschrift identifizierbaren Rājavesībhujaṅgamaṇḍapa, aus dem Mahāvamsa bekannt. — J. Y. Claeys behandelt die alten Tempel von Po-nagar in Campa und ihre Wiederherstellung durch die école française d'extrême-orient. — N. J. Krom behandelt Zeugnisse zur Geschichte des Reiches Śrīvijaya auf Sumatra (antiquities of Palembang), A. J. B. Kempers bespricht Th. van Erps "Architectural description of the Barabuḍur". — J. H. Kramers gibt "a classified list of Achaemenian Inscriptions." — Der Hauptteil der Bibliographie erweist sich durch gut gewählte Auszüge aus Texten und Besprechungen als ein ausgezeichneter Führer durch die Jahresernte aller die indische und fernöstliche Archäologie berührenden Gebiete.

Papesso, Valentino: **Inni dell'Atharva-Veda.** Traduzione, introduzione e note. Bologna: Nicola Zanichelli [1933]. (XVI, 205 u. 16 S.) 8°. = Storia delle religioni. Testi e documenti per la storia delle religioni divulgati a cura di Raffaele Pettazzoni. No. 5. Religioni dell' India. Vedismo e Brahmanesimo. Bespr. von Walther Wüst, Solln vor München.

Der Verf. hat 1929 und 1931 zwei Bändchen einer trefflichen Ṛgveda-Übersetzung in Auswahl herausgebracht, die von mir OLZ 1930, Sp. 919f. bzw. OLZ 1933, Sp. 178f. gewürdigt worden sind. Im Rahmen der gleichen Veröffentlichungsreihe läßt er jetzt die oben beschriebene Auslese erscheinen, welche sich in der technischen Anlage wie in der wissenschaftlichen Haltung gegenüber der Textvorlage engstens den beiden erprobten Vorgängern anschließt. „Prefazione" (p. VIIf.), „Sommario" (p. XI—XV) und „Introduzione" (p. 3—54) bilden eine Art ersten Teil; sie geben Kenntnis von den Absichten des Übersetzers, eine Überschau über die einzelnen Hymnen und ihre Verteilung auf die Bücher des Atharvaveda und zeichnen schließlich sehr kenntnisreich den kulturgeschichtlichen Gesamtraum, aus dem heraus dieser wichtige Quellentext altindoarischer, altindogermanischer Sitte, Religion und Volkskunde gewachsen und zu begreifen ist. Eine nicht ganz vollständige „Bibliografia" (p. 52—4) schließt diesen ersten Teil ab. Die darauffolgende Übersetzung, sozusagen der zweite Teil, berücksichtigt folgende Lieder: I 1, 10, 16, 17, 22, 23; II 3, 9, 12, 26, 27, 28, 31, 36; III 2, 6, 7, 11, 12, 14, 15, 18, 23, 25, 30; IV 3, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 12, 16, 17, 22; V 4, 7, 18, 20, 22, 23; VI 8, 17, 18, 21, 24, 26, 37, 42, 43, 46, 50, 56, 68, 70, 75, 82, 90, 100, 105, 106, 109, 113, 114, 115, 120, 128, 130, 136, 137, 138, 140, 142; VII 11, 12, 13, 18, 34, 35, 36, 37, 38, 45, 50, 56, 60, 64, 70, 102, 105, 106, 115, 116; VIII, Teile aus 5, 6, 8; IX, Teile aus 3; X, Teile aus 1, 2, 3, 7, 8; XI, Teile aus 2, 4, 9, 10; XII, Teile aus 1; XIII, Teile aus 1, 2; XIV, Teile aus 1, 2; XV 1; XVI 5; XVII, Teile aus der Sūrya-Hymne; XVIII, Teile aus 2, 3, 4; XIX 26, 35, 47, 53, 72. Setzt man diese Auslese in ein Verhältnis zur Gesamtliederzahl (730), so sieht man, daß etwa ein Sechstel bis ein Siebentel der Hymnen berücksichtigt worden ist. Als Textgrundlage diente die von Roth-Whitney geschaffene, in ihrer 2. Auflage von Lindenau besorgte Ausgabe. Daß der Verf. von den zu langen Liedern aus Ersparnisgründen nur einzelne Verse aufgenommen und die dunklen Kuntāpa-Hymnen des XX. Buches unberücksichtigt gelassen hat, ist angesichts des Charakters der ganzen Sammlung zu billigen. Das Ziel, „con la possibile fedeltà" den Urtext wiederzugeben, ist in dankenswerter Weise erreicht. Der Verf. hat sich, bei durchaus schöner Wahrung seiner Selbständigkeit, an die großen Vorbilder gehalten und die mancherlei Rätsel in Worten und Wendungen gemäß der *communis opinio* behandelt. Daß die ideale Atharvaveda-Übersetzung der Zukunft gerade in dieser Hinsicht noch Umstürzlerisches die Menge zu leisten haben wird, sei es durch Einbeziehung der Induskultur, sei es durch Vergleich mit den beiden wichtigsten anarischen Kulturwelten Indiens, der austroasiatischen und der drāviḍischen, darf heute schon vorausgesagt werden. Einen tüchtigen, ersten Schritt in dieser Richtung tut Tarapada Chowdhury mit seiner Londoner Doktorschrift „On the interpretation of some doubtful words in the Atharva-Veda (= J. of the Bihar and Orissa Research Soc., Vol. XVIII, 1930—31, Part I, p. 25—100); sie ist, soviel ich sehe, von Papesso leider gar nicht benutzt worden, obwohl es mancher Stelle unmittelbar zugutegekommen wäre. — Der Abschnitt „Prospetto e distribuzione degli inni secondo il contenuto" (p. 201—5) bildet den Schluß des Bändchens, das im übrigen der gediegenen Arbeitsweise des Verf. wiederum Ehre macht.

Przyluski, Jean: **Le Bouddhisme.** Paris: Les Éditions Rieder 1932. (79 S., 60 Taf.) 8°. = Bibliothèque Générale illustrée, 22. 20 Fr. Angez. von Hans Losch, Bonn.

In diesem sehr anregend geschriebenen Büchlein gibt P. auf dem knappen Raum von noch nicht 80 Seiten eine zusammenfassende, den Laien zuverlässig orientierende Überschau über den Buddhismus und seine Entwicklung. In 4 Abschnitten (Le bouddhisme primitif, le bouddh. monastique, le grand véhicule, les autres véhicules et le bouddhisme tardif) rollt das wechselvolle Bild vor uns ab. Historische, dem Blickkreis des Europäers geläufige Parallelen werfen hier und da interessante Schlaglichter auf die Vorgänge, ohne dabei über das wissenschaftlich Zulässige hinauszugehen. Jedenfalls ist das Buch geeignet, dem Nichtkenner eine lebendige Anschauung des Gegenstandes zu vermitteln, die durch einen ausgezeichneten Bilderanhang noch unterstützt wird, dem nur leider jeder die Bilder dem Laien erläuternde Kommentar fehlt. Vielleicht gelingt es, bei einer Neuauflage neben eine solche Erklärung dann noch eine kurze, dem weiterstrebenden Laien behilfliche Bibliographie zu setzen.

Ledrus, Michel, S. J.: **L'Inde profonde.** Toukaram. Louvain: Editions de l'Aucam 1933. (38 S.) 8°. 4 Fr. Angez. von Otto Strauß, Breslau.

Diese kurze, mit vielen schönen Zitaten ausgestattete Würdigung der Religiosität des Marāṭhen-Dichters Tukārām ist die Antwort auf einen Vortrag mit dem ironischen Titel „L'Inde sacrée". Die Absicht der Antwort: „Nous ne songeons nullement à blanchir une culture payenne; mais, enfants de l'Eglise, qui se dévoue à la sanctification des Indes, nous estimons que la charité véritable, sinon le respect de la propagation de la foi, commande de ne pas parler d'un peuple qui nous est cher en Jésus-Christ comme nous ne souffririons pas qu'on parlât de notre patrie." Das Resultat der Darstellung kann man in die Worte zusammenfassen, die N. Macnicol über Tukārām gesagt hat: „a remarkable instance of a *mens naturaliter Christiana*".

Weller, Hermann: **Eine indische Tragödie?** Durjodhanas Ende. Ein Bhasa zugeschriebener Einakter, verdeutscht. Stuttgart: W. Kohlhammer 1933. (II, 62 S.) gr. 8°. = Beiträge zur indischen Sprachwissenschaft und Religionsgeschichte, hrsg. von J. W. Hauer, 8. Heft. RM 4.50. Bespr. von Hans Losch, Bonn.

Der besondere Typus des Dramas Ūrubhaṅga hat Weller veranlaßt, seine früheren Arbeiten zur Erschließung der Dramen Bhāsas mit einer Übersetzung gerade dieses Stückes fortzusetzen. Seit der Entdeckung und Herausgabe durch Gaṇapati Śāstri im Jahre 1912 hat dieser Einakter bei den Fachgelehrten die Meinung aufkommen lassen, Bhāsa habe mit diesem Stück die einzige indische Tragödie geschaffen. Grund genug, dieses Unikum einer eingehenden Analyse zu unterwerfen, um so die Stichhaltigkeit der bisher um das Drama kreisenden Fachmeinungen unter Heranziehung der einheimischen Theoretiker einer genauen Prüfung zu unterziehen. Dazu kommt der besondere Rang als Kunstwerk, der sich in der üppigen Fülle großartiger Bilder und einer kraftvollen, allen von den Theoretikern aufgestellten Stilerfordernissen entsprechenden Diktion offenbart und daher eine Übersetzung, die das Drama einem breiteren Publikum nahezubringen vermag, wünschenswert erscheinen ließ.

Wie steht es nun mit der im Titel aufgeworfenen Frage: Tragödie oder ein sich den sonstigen Typen des indischen Dramas an die Seite stellendes Stück? In einer eingehenden Inhaltsangabe, die die Stoffverarbeitung des Dramas mit der Behandlung im Mahābhārata kontrastiert, schafft W. die Grundlage für eine Beantwortung der Frage. Es stellt sich dabei heraus, daß „die Sage selbst und ihre Darstellung im Mahābhārata sowohl wie im Ūrubhaṅga Momente enthalten, die in uns das Gefühl des Tragischen erwecken können" (S. 11). Das aber reicht gewiß noch nicht aus, das Stück zu einer Tragödie in dem uns geläufigen Sinne zu stempeln. Wir sehen vielmehr sowohl im Mahābhārata wie in Bhāsas Drama keinen von tragischer Schuld zermalmten Helden vor uns, dessen Tod ein durch ein unentrinnbares Schicksal heraufbeschworenes tragisches Ende bedeutet, im Gegenteil: Duryodhana stirbt, glücklich in dem Gedanken, seinen Herzenswunsch, die Einsetzung seines Sohnes Durjaya in die Königswürde, noch erfüllt zu sehen; er ist der makellose, königliche Held, der nach Vollendung seiner Erdenbahn in steter Erfüllung der Pflichten eines *kṣatriya* ins Jenseits eingeht; er stirbt nahezu als *rājarṣi*, allen Rache- und Haßgedanken trotz der erlittenen Schmach entrückt, weil sein Ende nur die selbstverständliche Folge des ewig wirksamen Karmagesetzes ist. Das alles schließt es aus, hier von einer Tragödie zu sprechen.

Woher aber die tragischen Züge? Schon Gaṇapati Śāstri hatte erkannt, daß der Ūrubhaṅga unter den den von Theoretikern mit *utsṛṣṭikāṅka* bezeichneten Dramentypus fällt. Diesem Typus eigentümlich ist vor allem 1. *karuṇarasa*, 2. *strīparidevana* und 3. *nirveditabhāṣita* [Nāṭyaśāstra ed. Kāryam, XVIII, 140; ed. Kāśi S. S. XX. 99 (hier *nirvedibhāṣita*)] neben den Vorschriften über den Helden und formalen Bedingungen. Die Mitleidsstimmung und das damit verbundene, im Ūrubhaṅga allerdings aus den von Weller S. 13 angegebenen Gründen zurücktretende Wehklagen der Frauen sind für unser „Gefühl des Tragischen" bestimmend. Wesentlich ist aber auch der 3. Punkt, den Weller nicht anführt: „Reden der Gleichgültigkeit gegenüber der Welt" zum Ausdruck einer quietistischen Stimmung, wie ich *nirveditabhāṣita* unter Bezugnahme auf Kāvyaprakāśa 35a: *nirveda-sthāyibhāvo 'sti śānto 'pi navamo rasaḥ* übersetzen möchte. Das entspricht dem Verhalten Duryodhana's am Ende unseres Dramas.

Für die richtige Feststellung W.s, daß wir auch im Ūrubhaṅga ein happy end vor uns haben, darf ich darauf hinweisen, daß dieses von den Theoretikern ausdrücklich auch für den *utsṛṣṭikāṅka* gefordert wird. In der Ausgabe des *nāṭyaśāstra* der Kāśi-S. S. XX, 100b finden wir: *kartavyo 'bhyudayāntas tajjñair utsṛṣṭikāṅkastu* gegenüber der entsprechenden Stelle der Kāvyamala-Ausgabe XVIII, 141b: *kāryaḥ kāvyavidhijñaiḥ satatam hy utsṛṣṭikāṅkastu*, wo also eine derartige konkrete Bestimmung nicht vorliegt. Die Angabe der Kāśi-Ausgabe scheint mir aber richtig zu sein, weil wir u. a. auch im Bhāvaprakāśana des Śāradātanaya (Gaekwad Oriental Series Nr. 45, S. 251, Z. 18) die gleiche Forderung für den *utsṛṣṭikāṅka* aufgestellt finden: *kvacid bhayānakaprāyaḥ kartavyo 'bhyudayāntimaḥ*. Śāradātanaya, dessen Werk sich eng an Bharata anlehnt, zeigt in einem Punkte allerdings Abweichungen von seinem Vorbild. Er verpönt von den 4 *vṛtti's* für den *utsṛṣṭikāṅka* nur *kaiśikī*, *sātvatī* und *ārabhaṭī* sind nach ihm erlaubt. Ferner erfahren wir von ihm etwas über die Aktzahl, über die Bharata schweigt: nach Bharati 1 Akt, nach Kohala 2 Akte und nach Vyāsa und Añjaneya 3 Akte.

Weller weist dann im weiteren Verlauf seiner ausgezeichneten Analyse auf den fundamentalen Unterschied hin, der abendländisches und indisches Lebens- und Weltgefühl gerade auch in der Auffassung dramatischen Geschehens hat trennen müssen; hier die unheimliche, unerforschliche Macht, „ein unerforschlicher Wille", der das Schicksal der Tragik gewissermaßen personifiziert, dort das kosmische, kühl, sicher und stetig wirkende Gesetz des Karman.

Bei der Übersetzung des Dramas hat sich W. für die Beibehaltung des auch im Original vorhandenen Vers- und Prosawechsels entschieden, die Versabschnitte zudem in Reimverse gefügt, „weil sich der reimlose Jambus von der Prosa nicht so weit abhebt wie die Kunstverse des Sanskritoriginals" (S. 26). Ich muß gestehen, daß mir diese Wahl nicht als durchaus glücklich erscheinen will. Es wäre m. E. der Mannigfaltigkeit der indischen Metren, die jeweils zu Strophen verbunden sind, angemessener erschienen, wenn man die Versabschnitte in Strophenform wiedergegeben hätte, falls man sich nicht zur uns im Drama geläufig gewordenen Wiedergabe durch jambische Verse entschließen konnte. Aber es ist gewiß leichter, hier Forderungen aufzustellen, als sie zu erfüllen, und es handelt sich nur um ein Bedenken, das dem Wert der Übersetzung nichts anhaben kann.

Die Übersetzung erschließt denn auch in der durch die gewählte Form bedingten Breite den ganzen Inhalt des Originals, und es ist bewundernswert, wie souverän W. die zahlreichen Schwierigkeiten zu meistern verstanden hat. Sehr glücklich erscheint mir auch seine Rekonstruktion des Schlusses des Vorspiels auf S. 6/7. (S. 6 Z. 5 v. u. muß es karapañjaragato heißen.) Nur wenige Bemerkungen:

S. 30: *tanaya-śata-naya-śūnye* „Auf Dhṛtarāṣṭra's Seite, die der klugen Führung von 100 Söhnen bar ist", wodurch dann die Bedeutung von naya = nīti einbezogen wäre. — *narendranidhanaikagṛhaṃ praviṣṭāḥ* vielleicht „sie sind in das für Mannen und Fürsten gleiche Haus des Todes eingegangen".

S. 32, Str. 19: Die Wiedergabe von *cārīṃ gatiṃ pracarati* erscheint mit im Hinblick auf Nāṭyaśāstra XI. 5b: *cārībhiḥ śastramokṣaśca* besonders glücklich. Man könnte vielleicht außerdem noch an einen „lauernden, spähenden Gang" denken, wenn man *cārī* und *cāra* in seiner Bedeutung zusammenbrächte.

S. 39, Str. 24: *tyaktvā dharmaghṛṇām* „den Vorwurf des Pflichtgefühls außer acht lassend" scheint mir mit „den Sinn verlierend für Gerechtigkeit" zu frei wiedergegeben.

S. 46: Es erscheint mir nicht notwendig, hier *andha* zu ergänzen. „Jetzt bin ich einer, der zur wünschenswerten Zeit keinen Sohn sieht."

S. 54, 4. Szene: Vielleicht liest man besser *stokāvaśeṣāśvāsānubaddhamandaprāṇāḥ* „deren schwache Lebensgeister nur noch mit einem geringen übriggebliebenen Atem verknüpft sind".

S. 55, Str. 59 ist *bhāti* statt *yāti* zu lesen. *aparitoṣa* vielleicht besser mit „Unersättlichkeit" wiederzugeben.

S. 52, Str. 63: *akṣavyājajita* „durch Betrug im Würfelspiel besiegt" ist mir in W.s Übersetzung nicht klar.

Wir haben in dieser Arbeit Wellers einen ausgezeichneten Beitrag zur Wertung und Erschließung des indischen Dramas vor uns. Es ist nur zu hoffen, daß Weller uns auch weiterhin mit noch zahlreichen Arbeiten gleicher Richtung beschenkt, da ihm neben der Gewandtheit der Feder auch die Fähigkeit eignet, dank einer besonderen Erlebenskraft den Gehalt eines dichterischen Kunstwerks wirklich zu haben.

Yazdani, Ghulam: **Ajanta.** The Colour and Monochrome Reproductions of the Ajanta Frescoes based on Photography. With an explanatory text by G. Yazdani, Director of Archaeology, H. E. H. the Nizam's Dominions and an Appendix on Inscriptions by John Allan, of the British Museum. Vol. II. Published under the special Authority of H. E. H. the Nizam. London: Oxford University Press 1933. (Textbd: VII, 70 S., Tafelbd: 49 Taf.) Bespr. von Ludwig **Bachhofer**, München.

Die Veröffentlichung der Fresken von Ajantā, die das archäologische Departement des Nizams von Hydarabad unter der ausgezeichneten Leitung Ghulam Yazdanis vornimmt, ist in jeder Beziehung vorbildlich und füllt eine immer stärker empfundene Lücke aus.

Über die kunstgeschichtliche Bedeutung der Höhlen von Ajantā braucht an dieser Stelle kein Wort gesagt zu werden: Bilder aus der Blütezeit der Gupta-Dynastie sind naturgemäß außerordentlich rar, und wenn es dann Werke von so ungewöhnlicher Qualität sind, wie die meisten Fragmente aus Ajantā, so sind sie doppelt und dreifach wertvoll.

Die früheren Veröffentlichungen, so verdienstvoll sie waren und so gute Dienste sie auch geleistet haben, litten alle unter einem Manko: sie gingen auf manuelle Kopien zurück, und Verbesserungen von der einen zur andern Publikation waren doch nur Verbesserungen gradueller Art. Es versteht sich von selbst, daß beim besten Willen zur Treue doch etwas von der Eigenart des Kopisten einfließen mußte und die Absicht auf Genauigkeit die Phantasie nicht immer ausschalten konnte. Das galt für Form und Farbe; solange man der naiven Auffassung war, daß sich die Aufgabe der Archäologie und Kunstgeschichte in einer Erklärung der Bildinhalte erschöpfe, fielen jene unbeabsichtigten Fehler kaum ins Gewicht: als man jedoch anfing die Probleme der künstlerischen Gestaltung in den Vordergrund zu stellen — und das war in dem Augenblick notwendig, wo man sich etwa Rechenschaft geben wollte über die Möglichkeit und das Ausmaß eines indischen Einflusses auf die religiöse Malerei Zentralasiens und des fernen Ostens — ließ sich mit jenen Kopien nicht viel anfangen.

Der Band X der Ars Asiatica (Paris 1927), in dem Victor Goloubew die Fresken der Höhle I von Ajantā nach eigenen photographischen Aufnahmen herausbrachte, wurde deshalb allgemein als ein großer Fortschritt begrüßt. Allerdings konnte man dabei feststellen, wie weit 1911, als die Aufnahmen gemacht worden waren, die Zerstörung der unersetzlichen Werke vorgeschritten war. Es kam hinzu, daß frühere Kopisten und „Restauratoren", sicher in der besten Absicht, die Bilder mit einem „Schutzfirnis" bestrichen hatten, der im Lauf der Jahre zu einer dicken Schmutzkruste zusammengebacken war. Um das Übel voll zu machen, fingen die Fresken an vom Malgrund abzubröckeln.

In letzter Stunde griff die Regierung des Nizams ein und rief zwei Fachleute von Weltruf, Professor Cecconi und den Grafen Orsini, zu Hilfe, um zu retten, was noch zu retten war: das war wenig genug, denn von den 28 Höhlen konnten nur in den Höhlen I, II, IX, X, XVI und XVII einige Stücke gesäubert und wieder mit den Wänden verbunden werden.

Es ist nicht hoch genug anzuschlagen, daß das Archäologische Departement sich nicht mit der Reinigung und Konservierung zufrieden gab, sondern die Resultate der Welt vorlegt; sie ließ alles Erhaltene — wohlverstanden nach der Säuberung — photographieren, die wichtigsten Teile sogar farbig aufnehmen und die Aufnahmen in Licht- und Vierfarbendrucken wiedergeben. Der erste Band der auf vier Teile berechneten Publikation erschien 1930, er behandelte die Höhle I; der zweite Band, der Höhle II gewidmet, ist jetzt herausgekommen.

Die großformatigen Reproduktionen sind sehr gut und vor allem die Farbtafeln lassen die klassische Malerei Indiens in einem ganz neuen Licht erscheinen: von dieser Klarheit der Form und der satten Schönheit des Kolorits konnte sich bisher niemand eine Vorstellung machen. Wer nur die Kopien im India Museum in London oder die alten farbigen Wiedergaben kannte, mußte den Eindruck gewinnen, daß alles auf ein fahles und fades Ocker abgestimmt war: das ist durchaus nicht der Fall, es wurde im Gegenteil eine sehr reichhaltige Skala verwendet, deren gegensätzliche Farben aufs glücklichste gegeneinander abgestimmt wurden.

Im vorliegenden Bande wurde übrigens die Herstellung der Farbtafeln an eine englische und eine deutsche Firma, F. Bruckmann, München, vergeben, und man kann mit Genugtuung feststellen, daß die deutsche Arbeit die bessere ist. Yazdani beschränkt sich, wie im ersten Band, auf die Bilderklärung und Bildbeschreibung und hat die beiden Aufgaben sehr gut gelöst. John Allan behandelt die paar erhaltenen Inschriften, mit dem wichtigsten Ergebnis, daß der Duktus in die 1. Hälfte des VI. Jahrhunderts n. Chr. weist.

Zum Schluß bleibt nur zu sagen, daß die Regierung des Nizams sich selbst am meisten ehrt, wenn sie durch diese Veröffentlichung dem künstlerischen Genius Indiens ein so würdiges und weithin sichtbares Denkmal setzt.

Grünwedel, Albert: **Die Legenden des Nā·ro·pa, des Hauptvertreters des Nekromanten- und Hexentums.** Nach einer alten tibetischen Handschrift als Beweis für die Beeinflussung des nördlichen Buddhismus durch die Geheimlehre der Manichäer. Übersetzt, in Umschrift hrsg. und mit einem Glossar versehen. Leipzig: Otto Harrassowitz 1933. (250 S. m. 19 Strichätz. u. 1 Abb. des Originaltextes). 8°. RM 24 —. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Das Buch stellt die Textausgabe und deutsche Übersetzung eines tibetischen Werkes, betitelt „Mkʿas·grub·nā·ro·pai·rnam·tʿar" dar. Der Mann, dessen „Erlösungsgeschichte (*rnam·tʿar*)" es behandelt, ist Nā·ro·pa oder kurz Nā·ro, der geistige Urheber der Bkā·rgyud·pa-Sekte. Er ist einer der sogenannten „84 Mahāsiddhas (*grub·tʿob·brgyad·cu·rtsa·bži*)", der großen, mit der Zauberkraft (*siddhi*) begabten Meister (*guru*), deren Tätigkeit mit Beginn des Mahāyāna-Buddhismus einsetzt. Die Einweihung (*abhiṣeka*; *initiatio*) in die Geheimlehren erhielt der aus Nordindien gebürtige Nā·ro von Ti·lo·pa. Nā·ro selbst ist wiederum der Inspirator des Mar·pa, welcher als Lehrer des Mi·la·ras·pa bekannt ist und damit bereits die Beziehungen zu Tibet zeigt. Wie Nā·ro unter Nichtachtung schlimmster Qualen sich bemüht die Inspiration des Ti·lo zu erlangen und sie am Ende auch voll und ganz erhält, das eben ist der eigentliche Inhalt des Buches. Sachlich enthält es eigenartige Dinge und wird deshalb von Grünwedel selbst als ein furchtbares, grauenhaftes, böses und phantastisches Buch bezeichnet[1].

Von Wichtigkeit ist der „*rnam·tʿar*" des Nā·ro·pa insofern, als darin die beispiellose und als vorbildlich hingestellte Aufopferung des Nā·ro gegenüber seinem Lehrer Ti·lo zum Ausdruck kommt, nicht zum wenigsten aber auch deshalb, weil Nā·ro ein Anhänger der Rotmützen war und außerdem zum Kālacakrasystem übertrat.

Die Handschrift, die der Ausgabe wie auch der Übersetzung zu Grunde liegt, stammt aus dem Kloster He·mis in Westtibet und ist im Besitz Grünwedels. Sie soll — ein Colophon existiert nicht — vermutlich schon dem 17. Jahrh. angehören. Als Autor oder Patron des Werkes gilt der Rñiṅ·ma·pa-Lama *Kloṅ·cʿen*, genannt Rab·byams·pa (erstes Drittel des 14. Jahrh.).

Die Anlage der Neubearbeitung ist so, daß übersichtlich auf jeder Seite sowohl Text (unten) als auch Übersetzung (oben) beieinanderstehen (S. 28—158). Der Text ist in Lateinbuchstaben und zwar ausschließlich in Majuskeln umschrieben.

Diese erste vollständige Übersetzung des Textes ist gewissermaßen ein Lebenswerk Grünwedels. Um 1895 hat Grünwedel das Manuskript erhalten und jetzt, 1933, liegt das Buch in deutscher Übertragung vor. Daß der Übersetzer sich schon sehr lange mit diesem Gegenstand (Nā·ro und Ti·lo) beschäftigt und auch keine noch so großen und weitgreifenden Vorarbeiten gescheut hat, zeigen die bereits erschienenen Veröffentlichungen einiger Teile des Werkes in Text und Übersetzung (vgl. Tāranātha, Edelsteinmine, St. Petersbg. 1914, S. 172ff.; Festschrift für Ernst Kuhn, München 1916, S. 119—130; Grünwedel, Die Tempel von Lhasa, Heidelberg 1917, S. 81f.; Grünwedel, Die Teufel des Avesta, Berlin 1924, S. II, 3ff.). Doch nicht allein „weil das Buch klein ist" hat es Grünwedel übersetzt, sondern — wie auch schon aus dem deutschen Titelblatt hervorgeht — noch aus anderen Gründen, nämlich um seine früheren Bücher zu stützen (ich erinnere hier nur an „die Teufel des Avesta") und besonders um die Beeinflussung des nördlichen Buddhismus durch die Manichäer nachzuweisen.

Hervorheben muß ich, daß es sich, im Gegensatz zu einigen früheren Schriften Grünwedels, hier um dessen allerspeziellstes Fach- und Forschungsgebiet (Erschließung tibetischer Texte aus der Praxis des Tantrismus) handelt. Ich muß aber auch gestehen, daß es mir oft sehr schwer gefallen ist, den einzelnen Gedankengängen, die die Beziehung des Manichäismus zu den im Texte behandelten Dingen aufzeigen sollen, bis ans Ziel zu folgen. Dazu gehört mehr als Kenntnis der tibetischen Sprache mit ihren Feinheiten und Eigentümlichkeiten, und auch mehr als eine genaue Kenntnis der Realien. Bei schärfster Durcharbeitung des Stoffes, fühlt man freilich — wenigstens ist es mir so gegangen — ‚daß die Dinge unleugbar so zu liegen scheinen, wie Grünwedel annimmt, allein das entscheidende Wort kann wohl er nur selbst sprechen.

Auch in der Übersetzung zeigt sich Grünwedel wiederum als ein Kenner ersten Ranges auf Schritt und Tritt. Der Stil des tibetischen Textes ist außerordentlich schwülstig, die Orthographie der Rotmützen zuweilen sehr eigenartig und sachlich gibt es mehr als Schwierigkeiten.

Daß mit der Bearbeitung dieses tibetischen Werkes Grünwedel sich ein sehr großes Verdienst erworben hat, und daß das Buch nicht nur für den Spezialisten, sondern auch für weitere Kreise, deren Interesse diesem Stadium des Buddhismus zuneigt, unentbehrlich ist, darf wohl kaum besonders betont werden. Für Fernerstehende ist sogar ein sehr gutes und vollständiges tibetisches Wörterverzeichnis (S. 159—233) beigegeben. Ein „sachlicher Index"

---

1) In Westtibet [Francke, A. H.: Antiquities of of Indian Tibet, Part I, p. 91, 96, 107 und 109] wird Nā·ro·pa übrigens u. a. in Beziehung gebracht:

a) Zu dem der Sekte 'Abri·khuṅ[·pa] zugehörigen Kloster Gyuṅ·druṅ in Bla·ma·gyu·ru. Nach dem Māhātmya, d. h. der Geschichte dieses Klosters, betitelt „Gsuṅ·don·bzhin·yuṅ·'agruṅ·dgon·gyi·phyag·rabs", soll Nā·ro·pa selbst das Kloster im 9. bezw. 10. Jahrh. gegründet haben.

b) Zum Zoji-Paß. Die Legende von Nā·ro·pa und der Göttin 'Adu·zhi [=Zoji] findet sich von A. H. Francke kurz mitgeteilt auf S. 107 seines Werkes. Der tibetische Text, enthalten auf S. 9 (Zeile 1—6) des aus dem Nachlaß Franckes stammenden MS „Folklore collected on the road", befindet sich im Besitze der Universitäts-Bibliothek Leipzig.

c) Zur sogenannten „tibetischen Moschee" (Bodro Masjid) in Śrīnagar (Kaschmir), die den Namen „Nā·ro·pai·thsogs·khaṅ" (Versammlungshalle des Nā·ro·pa) trägt und als alter buddhistischer Tempel angesehen wird.

(S. 234—250) und die Übersicht über die „zitierten Bücher und Abhandlungen" schließen das Buch ab.

Außer einigen geringfügigen Druckfehlern ist mir als Ungleichheit nur aufgefallen 1 B, 1: *Sahalokadhātukṣetra*, Text aber nur *mi · mjed · žiṅ* (also ohne *dhātu* = *dbyiṅs*); 2 A, 4: Sampannakrama, Text und Wörterverzeichnis aber *bskyed · rim* = Utpattikrama; dagegen 63 A, 4: *rdsogs · rim* = Sampannakrama, *bskyed · rim* = Utsakrama.

Ostasien.

Ostasien-Jahrbuch 1934: 50 Jahre evangelischer Arbeit im Fernen Osten. 1884—1934. Festgabe der Ostasien-Mission. Im Auftr. d. Zentralvorstandes hrsg. von Missionsdirektor Devaranne. Berlin: Ostasien-Mission 1934. (152 S.) gr. 8°. RM 1.50. Angez. von Julius Richter, Berlin.

Das Jahrbuch der Ostasienmission erscheint diesmal in etwas erweiterter Form als Jubiläums-Festgabe. Auch der Inhalt ist aus diesem Grunde etwas mannigfaltiger. Zwar den Hauptteil bilden auch diesmal die Berichte von und über die Arbeitsfelder in Japan und China (S. 42—109). Die Ostasien-Mission ist bei der Beschränktheit ihrer Arbeit auf nur vier Hauptstationen in der glücklichen Lage, sehr viel eingehender berichten zu können, als das bei den großen Missionsgesellschaften möglich und bräuchlich ist. Allerdings, wenn in früheren Jahrbüchern inhaltreiche Rundschauen über die missionarische Gesamtlage in Japan und China gegeben wurden, so wird man diesmal einigermaßen enttäuscht. Die kleinen Beiträge von Rosenkranz (42—49) und Weidinger (49—55) über Japan, und von Dr. Seufert (77—82) über China sind dafür kein Ersatz. Besondere Jubiläumsbeigaben sind diesmal Rückblicke, Berichte über die früheren Missionare und Zeugnisse von Mitarbeitern und Freunden (S. 7—41) und etwas ausführlichere Berichte über das heimatliche Missionsleben in Deutschland, der Schweiz und dem Elsaß.

Bachem, Franz Xaver: **Meine Sammler-Erlebnisse mit Altchina-Bronzen.** Mit 100 Bildern auf 90 Tafeln nach Stücken der Sammlung. Privatdruck. In Komm. bei J. P. Bachem, Köln [1933]. (97 S., 91 Taf.) gr. 8°. RM 18.—. Bespr. von William Cohn, Berlin.

Das behagliche, so recht altmodische Heim des angesehenen Kölner Verlegers wird in Text und Abbildungen dieses rührenden Buches lebendig. Wir sehen sein Haus und seine Zimmer, in denen er seine Schätze aufgebaut hat, deren Zahl allmählich so stark anwächst, daß nicht nur die obere Fläche des Klaviers, sondern sogar der Tastendeckel zur Aufstellung herhalten mußte (S. 53). Wie hat die Sammlerfreude dieses arbeitsreiche Leben verklärt! Die ganze Familie bis zu den Enkeln herab nimmt daran teil. Bachem schildert, wie er dazu kam, gerade chinesische Bronzen zu sammeln, wie seine Sammlung sich entwickelte, wie die einzelnen Stücke den Weg zu ihm fanden, wie er sich irrte und wie er lernte. Er geht auf Sammler und Gelehrte ein, die seinen Weg kreuzten und mit denen er Erfahrungen austauschte. Schließlich gibt er eine Quintessenz — er faßt zusammen, was er gelernt hat und für das Verständnis der chinesischen Bronzekunst für wissenswert hält. Ein Verzeichnis der Werke, die in seiner eigenen Bücherei vorhanden waren, schließt den Text ab.

Was hat der Verfasser nun gesammelt? Was hat ihn so innig beglückt? Das, woran jeder Kundige zuerst denken wird, das archaische Sakralgerät der chinesischen Frühzeit ist es nicht; es tritt ganz zurück, ebenso frühbuddhistische Bronzeplastik. Er bevorzugt in der Hauptsache späte chinesische Bronzekunst. Wir sehen Kopien nach alten Sakralgefäßen, wir sehen insbesondere Gefäße der Ming- und Ch'ing-Zeit, schließlich allerlei figürliche Bronzen derselben Perioden. Alle diese Dinge haben zweifellos nicht selten künstlerische Bedeutung, die Forschung hat sie sicherlich zu sehr vernachlässigt, ja man kann auch verstehen, daß sie erfreuen und daß sie gesammelt werden, aber darüber ein umfangreiches Buch mit 91 Tafeln zu veröffentlichen, scheint doch etwas zu anspruchsvoll. Vielleicht werden die Bronzeerzeugnisse der Periode Hsüan-tê (1426—36), die in ihrer Art eine Blütezeit gewesen sein mag, oder gar die der Periode Ch'ien-lung (1736—96) mit ihren deutlichen Verfallserscheinungen oder späte Skulpturen aus Bronze einmal Seltenheiten werden, aber vorläufig ist das nicht der Fall. Solche Arbeiten gibt es in Europa und Amerika zu Hunderten, von ihren Beständen im Heimatlande gar nicht zu reden. Nun, das Buch ist erschienen, und die Begeisterung des Sammlers entwaffnet jede Kritik. Es muß auch zugestanden werden, daß Bachem sich nicht etwa falschen Vorstellungen hingibt, er weiß ganz genau, was er sammelt, und macht von seiner Einstellung zu der Spätkunst kein Hehl (S. 22). Mit seinen Datierungen kann man fast immer einverstanden sein; und Kopien nach archaischen Sakralgefäßen, von denen er in einem Falle drei Einzelaufnahmen (T. 28, 29, 30) zu reproduzieren für richtig hält, sammelt er nicht etwa als alte Originale, wie es so oft geschieht, sondern als das, was sie wirklich sind. Auch mit dem Text wird man im allgemeinen einverstanden sein dürfen. Er bringt viel Bekanntes, nicht selten Zweifelhaftes, aber der Verfasser hat auch über manche der zahlreichen Probleme, die die chinesische Bronzekunst stellt, ernsthaft nachgedacht. So berührt er die Frage der Datierung von Bronzegefäßen mit Rautenmuster im äußeren Boden (S. 35 f.) und meint, sie gerade wegen dieser Musterung in die Chou-Zeit setzen zu dürfen. Diese Frage ist noch nicht geklärt. Jedenfalls scheinen mir weder die Bachemschen noch die ehemals Mukdener Stücke, die der Verfasser auf Voretzsch fußend als Beweise heranzieht, für diese These zu sprechen. Feststeht vielmehr, daß die Mehrzahl der Sakralgefäße mit gewaffeltem Boden den Eindruck von Nachahmungen macht. Abwegig ist es, wenn Bachem bei der Erörterung von Inschriften die Behauptung von Hamada, die Inschriften der Prä-Han-Bronzen wären immer mitgegossen worden, anzweifelt, weil seine Sammlung spätere Werke mit mitgegossenen Inschriften zeige. Hamada dachte an solche späteren Werke, die eben bisher nicht für sammelns- und erforschenswert gehalten wurden, überhaupt nicht. Es ist zweifellos, daß die Periode Hsüan-tê (1426—36) die beste Zeit der neueren Bronzekunst war. Auch die so bezeichneten Arbeiten der Sammlung Bachem beweisen es (T. I, 52, 54, 58); sie zeichnen sich durch Vornehmheit der Formengebung, Zurückhaltung im Dekor und vollendete Technik aus. Diese Perioden-

bezeichnung wurde aber auf späteren Werken, ebenso wie die Ming-Bezeichnungen bei Porzellanen immer wieder angebracht. Es gilt nun, wenn die Forschung weiterkommen soll, festzustellen, welches die Kennzeichen wirklicher Hsüan-tê-Bronzen sind. Und dann wäre, wenn man sich schon mit dieser Gruppe beschäftigt, die Entwicklung des Ornaments, das ja fast immer von dem der archaischen Sakralgefäße ausgeht, zu verfolgen. Hier dürften sich sogar wichtige Fingerzeige für die oft noch so zweifelhafte Deutung des einst magisch gemeinten Dekors ergeben. Ebenso würde die Untersuchung des Verhältnisses der Bronzen zu den gleichzeitigen Porzellanen, die durchaus verwandte Formen und Schmuckelemente aufweisen, interessante Resultate bringen. Gänzlich vorbeigegangen ist Bachem bei den archaischen Bronzen übrigens nicht. Es handelt sich allerdings nicht um sehr erhebliche Werke (T. 2f. 7ff., 10, 11, 15, 32, 33f., 35, 39ff., 43), und nur in zwei Fällen wird die Grenze der Han-Zeit überschritten; bei einer Schale (T. 2f.), die den heute als Huai-Stil bezeichneten Dekor trägt und bei einer Bekrönung (T. 7ff.), die der Verfasser in die Han-Zeit ansetzt, obgleich sie wohl noch der Chou-Zeit angehört.

Im Einzelnen seien noch folgende Angaben mit einem Fragezeichen versehen: T. 4 stellt wohl Shêng-mu „die heilige Mutter" dar, wie der aus drei Tauben bestehende Kopfschmuck beweist. T. 26 verkörpert kein Ch'i-lin, sondern einen Todesdämon. Ob diese Figur, wie die ihr gleichenden Grabfiguren aus gebranntem Ton, aus der T'ang-Zeit stammt, ist mehr als zweifelhaft. Die T'ao-t'ieh-Maske hat nichts mit „dem hellenischen Medusenhaupt" (S. 32) zu tun, was Bachem im Anschluß an Le Coq anführt, da sie viel älter ist. Das Sakralgefäß des Typus J (S. 35 u. T. 37) ist sicherlich nicht früher als aus der Sung-Zeit.

Das Buch kann trotz aller Einwände angehenden Sammlern empfohlen werden, auch weil es wieder einmal zeigt, welche tiefen Anregungen das Sammeln selbst gar nicht so seltener und künstlerisch nicht allzu bezwingender Dinge zu verschaffen vermag.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Bulletin d'Etudes Orientales 2 1932:

1 1—52 J. Sauvaget, Décrets mamelouks de Syrie I (mit 8 Tafeln: Inschriften, zunächst aus Damaskus und Umgebung, von kulturgeschichtlicher Bedeutung, aber z. T. sehr schwer verständlich, mit eingehendem Kommentar, besonders mustergiltig die Auswertung für die topographische Entwicklung von Damaskus. — Ist das مستحكرين Nr. 1, Z. 3 vielleicht verschrieben für مستكرين? — 15 B scheint eher aus der kurzen Episode nach der Schlacht von Merǧ Dâbiq zu stammen, in der Ǧânberdi als *nâ'ib* von Damaskus fungierte). — 53—66 R. Montagne, Quelques aspects du peuplement de la Haute-Djeziré (mit 10 Tafeln: über Neu-Ansiedlungen südlich der türkischen Grenze, ihre Entwicklung, wirtschaftlichen Formen, Bevölkerungselemente und soziale Gliederung). — 67—82 J. Lassus, Images de Stylites (mit 5 Tafeln: Eulogien, eine Ton-Ampulle, zwei primitive Basalt-Reliefs meist syrischer Herkunft, verraten eine sehr frühe ikonographische Typisierung). — 83—90 J. Gaulmier, Note sur un épisode poétique de la rivalité séculaire entre Homs et Hama (aus Anlaß einer Differenz über die Wasser des Orontes im Jahre 1909). — 91—124 E. Pauty, L'évolution du dispositif en T dans les mosquées à portiques (mit 3 Tafeln: die Entwicklung dieses Typs mit Heraushebung des Schiffs längs der Qibla-Wand und des senkrecht dazu auf den Miḥrāb zulaufenden, dessen Höhepunkt die große Moschee von Qairawān bildet, ist nicht durch den Einfluß der christlichen Basilika zu erklären, sondern aus den Bedürfnissen des islamischen Gottesdienstes). — 125—44 J. Cantineau, Élimination des syllabes brèves en hébreu et en araméen biblique (kaum durch den Akzent zu erklären, eher aus einer Änderung des Rhythmus).

R. H.

Bulletin of the Faculty of Arts. University of Egypt 1 1933:

1 The European Section: 1—47 W. G. Waddell, An Account of Egypt by Diodorus the Sicilian, being the first book of his Universal History. Translated into English. Part I. — 48—76 A. J. Arberry, An Early Arabic Translation from the Greek (Kitāb Arisṭūṭālīs fi'n-nabāt, tafsīr Nīqūlāwus, tarǧamat Isḥāq b. Ḥunain, bi-iṣlāḥ Ṯābit b. Qurra. Edition des arabischen Textes von Buch I nach einer neu entdeckten Stambuler Handschrift). — 77—89 H. Dopp, D'un Pont de Fer à la Mecque dans une Chanson de Geste du XIVe siècle („pont de fer", alte Mißdeutung des Ausdrucks „Pons Ferri", Brücke über den Fer oder Far = Orontes). — 90—113 M. Mustafa Ziada, The Mamluk Conquest of Cyprus in the Fifteenth Century. Part I. — 114—29 Sh. Ghorbal, The Missions of Ali Effendi in Paris and of Sedki Effendi in London, 1797—1811. A Contribution to the Study of the Westernisation of Ottoman Institutions. — 130—5 W. Taylor, Preliminary Examination of a Manuscript Life of Mahomet ("An Account of the Rise and Progress of Mahometanism with the Life of Mahomet and a Vindication of him and his Religion from the Calumnies of the Christians" by Dr. Henry Stubbe [† 1676]). — 136—9 Mustafa Amer, International Congress of Prehistoric and Protohistoric Sciences. Report. — 140—3 M. Amer, Two Seasons' Digging in the Prehistoric Site at Maadi. — 114f. C. H. O. Scaife, Note on a Visit to the Imperial Porphyry Quarries at Gebel Dokhan. — 146—9 Bücherbesprechungen.

Al-qism al-'arabī:

3—*45* Abu'l-'Alā 'Afīfī, Min aina istaqā Muḥji'd-dīn Ibn al-'Arabī falsafatahū at-taṣauwufīja ? (Beeinflussung der Anthroposophie Ibn al-'Arabīs durch die von den „Lauteren Brüder" vermittelte neuplatonische Philosophie, durch die Mystik Ḥallāǧs und anderer Ṣūfīs, sowie — in formaler Hinsicht — durch die Mutakallimūn. Widerlegung der Asin Palacioschen Theorie von der Beeinflussung Ibn al-'Arabīs durch die Schule Ibn Masarras). — *46*—*67* Aḥmad Amīn, 'Ukāẓ wa'l-Mirbad. — *68*—*84* Ibrāhīm Muṣṭafā, Baḥṯ fī naš'at an-naṯr al-'arabī (möchte aus sprachpsychologischen Gründen bestreiten, daß es in vorislamischer Zeit eine arabische Prosaliteratur-Sprache gegeben habe). — *84*—*94* Ḥasan Ibrāhīm Ḥasan, Al-Ma'mūn wa-'Alī ar-Riḍā (vgl. F. Gabrieli, Al-Ma'mūn e gli 'Alidi, Leipzig 1929 [OLZ 1931, 149-51]). — *95*—*101* 'Abdal-ḥamīd al-'Abbādī, Aḥābīš Quraiš, hal kānū 'Araban au Ḥabašan (Gegen Lammens, JA 1916, 425ff.; die Aḥābīš waren Araber). — *102*—*106* Bücherbesprechungen.

2 The European Section: 151—60 V. Viken-

tiev, Le poème de Ménès (vermutlich aus der IV. Dynastie). — 161—218 W. G. Waddell, An Account of Egypt by Diodorus the Sicilian, being the first book of his Universal History. Translated into English. Part II. — 219—57 A. J. Arberry, Notes on „The Book of Plants", Part I (zu 1, 48—76, unter Beiziehung einer alten lateinischen Übersetzung). — 258—81 K. A. C. Creswell, The Foundation of Cairo (historisch-topographische Untersuchung über das fāṭimidische Cairo). — 282—311 E. E. Evans-Pritchard, The Intellectualist (English) Interpretation of Magic (Tylor, Frazer). — 312—21 M. A. M. Sharkawy, Egyptian and Foreign Elements in the Evolution of West African Cultures. — 322—4 M. Amer, The Excavations of the Egyptian University at Maadi. — 325—7 W. Taylor, Some Doubtful Star-Names (Ableitungen aus dem Arabischen).

Al-qism al-ʿarabī:

107—*48*Muṣṭafā ʿAbdarāziq, Abū Jūsuf Jaʿqūb ibn Isḥāq al-Kindī (hauptsächlich biographische Einzelheiten. Ritters Aufsatz in Archiv Orientální 1932, 363ff. noch nicht verwertet). — *149*—*65* ʿAbdalwahhāb ʿAzzām, Auzān aš-šiʿr wa-qawāfihi fi'l-ʿarabīja wa'l-fārisīja wa't-turkīja (Analyse der verschiedenen Reimformen und Versmaße). R. Paret.

Bulletin of the Metropol. Mus. of Art 28 1933:

7 119—20 Ludlow Bull, Two Groups of prehistoric Egyptian Objects (aus Merimdeh und el Matmar). — 124—5 M. S. Dimand, An Indian Relief of the Amarāvatī School (mit Abb. Figur eines Naga, 2. Jahrh. n. Chr.).

8 134—5 M. S. Dimand, Eighth-century Arabic Woodcarvings (mit Abb. aus Takrit/Mesopotamien). — 141—5 M. S. Dimand, Ornament in Near Eastern Art (mit 3 Abb.).

9 152—4 Stephen V. Grancsay, The Bequest of Edward G. Kennedy (Fernöstl. Kunst und Kunstgewerbe m. Abb.). — 156—60 Herbert E. Winlock, Three Egyptian Gold Circlets (mit 3 Abb. Diademe des Senebtisi, der Sit-Hathor-Junet und einer kgl. Konkubine in Rekonstruktion).

10 166—71 M. S. Dimand, Islamic Miniature Painting and Book Illumination (mit 4 Abb. aus einer Ausstellung von Leihgaben). — 174—7 Wang Chi-chen, A Gift of four Chinese Picture Panels (d. 17. Jahrh. die weibl. Tugenden darstellend, in eigenartiger Technik. Abb.).

11 Frontisp. Türkische Miniature d. 16. Jahrh.: Isaaks Opfer. — 196—7 Stephen V. Grancsay, An East Indian Gun (mit 2 Abb. von ca. 1700 mit verziertem Kolben).

11 II Section. The Egyptian and Persian Expeditions 1932—1933. 3 H. E. Winlock, The Egyptian and Persian Expeditions 1932/3 (Zusammenfassung der Resultate beider Expeditionen). — 4—26 Ambroise Lansing, The Egyptian Expedition. The Excavations at Lisht (mit 32 Abb. Freilegung der Nordseite der Pyramide Sesostris' I. mit dem Eingang. Früheste Inschrift vom 10. Jahre des Königs, wohl dem Beginn des Baus, der mit dem Tode Amenemhets I zusammen fällt. Von der Kapelle vor dem Pyr.-Eingang wurden genügend Fragmente für eine Rekonstruktion gefunden, darunter ein großer Reliefblock, ein schöner Löwenkopf von einem Wasserspeier. Aufdeckung der Mastaba eines Senwosret-anch mit schönem Granittürsturz und eigentümlicher Inschrift, Statuenteilen u. a. Einzelfunden. Die Wände der Grabkammer sind mit Prunkscheintüren und Pyr.-Texten bedeckt. Im Bau interessante Einzelheiten, so der sich nach unten verbreiternde Schacht vom Dach der Mastaba. — Ringsum wurden in kleinen Gräbern einige gute Statuetten gefunden und magische Figuren aus Schlamm mit hierat. Aufschriften. Der Platz ist zu Ende der 12. Dyn. und in christl. Zeit wieder benutzt worden. — Fragment einer histor. Inschrift.) — 26—38 William C. Hayes jr., The Texts in the Burial Chamber of Se'n-Wosret-ʿankh. (295 Zeilen Pyramidentexte nach Vorlage, älter als die Schlußredaktion der Unas-Texte, dazu ein Sargtext.) — 39—44 Walter Hauser, The Persian Expedition (mit 7 Abb. in Qasr-i-Abu-Naṣr sö. von Schiras. Verschleppte achämenidische Brocken und ein wesentlich jüngeres Gebäude, darum und darüber jüngere Anlagen, viel Tonzeug des 9.—11. Jahrh. mit zahlr. östlichen Importen, das Ganze wohl eine islamische Gründung, vielleicht die Stadt Kurdu Fannāḫusrū, die in der Mitte des 10. Jahrh. gegründet ist).

12 213 M. S. Dimand, A fifteenth-century Persian Painting on Silk (mit Abb. Gartenszene).

29 1934:

1 4—5 M. S. Dimand, A Gift of Persian and Indian Textiles (mit 2 Abb.). — 7—8 Pauline Simmons, An eighteenth-century Priest Robe (mit 2 Abb.)

2 25—6 M. S. Dimand, A Persian Bronce Ewer of the 12th Century (mit Abb. aus Hamadan, mit schönen Einlagen). — 29 Alan Priest, A Chinese Wood Figure (mit Abb. Sitzender Kuan Yin, Sung-Zeit).

3 44—6 Wang Chi-Chen, A Gift of a Chinese Painting (mit Abb. 16. Jahrh. Bilderfolge zu dem Palindrom Hsüen Chi T'u der Su Hui).

4 58—60 M. S. Dimand, Persian Miniatures of the 14th Century (mit 2 Abb.). — 62—3 Alan Priest, A dated Chinese Wood Figure (mit 2 Abb. Kuan Yin vom 28. Mai 1282). — 69—70 M. S. D., A Persian Stucco Sculpture (mit Abb. Kopf eines Fürsten, 13. Jahrh.) Wr.

Bulletin des Musées Royaux d'Art et d'Histoire, Bruxelles 5 1933:

3 50—7 F. Mayence, La salle d'Apamée (mit 7 Abb., nach denen besonders die architekt. Funde vorzüglich aufgestellt sind). — 62—9 Louis Speleers, Nos nouveaux bronzes perses (mit 20 Abb. Waffen, Gefäße, Beschläge).

4 86—95 Ders. Schluß des Aufs. (mit 32 Abb. von Knöpfen, Beschlägen, Nadeln, Gefäßen, einem Kandelaber).

5 98—107 Frans-M. Olbrechts, Notre mission ethnographique en Afrique occidentale française (mit 12 Abb. Zweck der Expedition war die Sammlung von Gegenständen für das ethnogr. Museum von der Goldküste, vom Senegal und aus dem Sudan. Bemerkungen zur Färberei von Geweben und zu den Volksfesten). — 108—10 Suzanne Berger, Deux basreliefs thébains (mit 3 Abb. aus dem Grabe des Chaam-het, von d. Verf. glücklich zusammengesetzt). — 111 Louis Speleers, Une épée en fer de Luristen (mit Abb.).

6 127—33 Gisbert Combasz, Inde et Mésopotamie (mit Abb. Übersicht über die Funde von Mohenjo-Daro, Harappa und Mesopotamien). Wr.

Bulletin of the Museum of Fine Arts, Boston 32 1934:

189 1—12 George A. Reisner, The Servants of the Ka (mit 10 Abb. Über die Scheintüren, ihre Bestimmung, ihre entsprechende Bebilderung, daran anschließend über die Darstellungen des Personals bei der Bestattung und dem Totenkult). Wr.

Bulletin de la Société des Amis de Vienne 27/8 1931/2:

Alexandre Varille, Les antiquités égyptiennes du Musée de Vienne (Isère) (mit 4 Taf., keine Stücke von Bedeutung). Wr.

Bulletin de la Société de Linguistique de Paris 34 1933:

1 1—2 A. Meillet, A propos de véd. amba (Anredeform). — 3—4 Gr. μαινάς (alte Partizipialbildung; zu lat. -ndus). — 5—21 E. Benveniste, Le participe indo-européen en-mno-; — 22—7 Génitifs anomaux de l'avestique (statt *hū, zrū* ist zu lesen *huvō, zruvō*; statt *ās* ist zu lesen *ayās*); — 28—31 „Repentir" en iranien (**patiš-māna-*) — 32—34 Encore une nouvelle inscription perse de Xerxes. — 35—47 V. Magnien, Groupes intérieurs de trois consonnes en latin. — 48 J. Bloch, Sanskrit vibhītaka. — 49—96 L. Renou, La séparation du préverbe et du verbe en védique (wird für die Chronologie der Texte verwertet). — 97—114 G. Dumézil, Notes sur la conjugaison inguš. — 115—6 H. Smith, Descendants de *nikaṭa* et *nikṛṣṭa* en néo-indien.

2 1—31 Procès-verbaux des séances. — 122—6 A. Meillet, Sur l'accent védique (das Verbum eines Satzes, der sich auf einen anderen bezieht, ist betont; das betonte Verbum zeigt an, daß der Satz nicht autonom, dem Sinne nach, ist. Deswegen ist das Partizipium, das noch im indo-iran. und im griech. immer zu einem Nomen oder Verbum gehört, stets betont); — 131—2 Hittite tunnakeššar (‚Sonne': heth.-hierogl. *tun-akalas* nach Hrozný: arm. *areg-akn* ‚Sonne', aind. *ákṣi, akṣṇáḥ*; *-akalos*: lat. oculus). — 173—85 J. Cantineau, Enquête préliminaire sur le dialecte arabe de Ḥaurân (mit Karte des Ḥaurân). — 186—90 E. Benveniste, Les adjectifs latins en-cundus (wie -bundus: **bhū-* -cundus: **kū-*, ved. *sura-śū*, awest. *yavaē-s(u)vam*). — 203—12 G. Marcy, Sur l'alternance a/ad dans le pronom relatif commun en berbère de Soûs. — 213—5 A. Basset, Note sur l'élément démonstratif en berbère. — 216—7 H. Smith, Singhalais ruval ‚la voile'.

3 1—242 Besprechungen. — 41 *F. Sommer, Die Aḫḫijavā-Urkunden (E. Benveniste). — *B. Hrozný, Les inscriptions hittites hiéroglyphiques (A. Meillet). — *V. Scheil, Actes juridiques susiens et inscriptions des Achémenides; *F. C. Andreas-W. Henning, Mitteliranische Manichaica; *Andreas-K. Barr, Bruchstücke einer Pehlevi-Übersetzung des Psalmen; *E. Waldschmidt-W. Lentz, Manichäische Dogmatik aus chinesischen und iranischen Texten (Benveniste). — *M. Bloomfield-F. Edgerton, Vedic variants (L. Renou). — 179—82 *E. Zyhlarz, Ursprung und Sprachcharakter des Altägyptischen (M. Cohen).

E. L.

Bulletin de la Société préhistorique française 1933:

7/8 3—15 G. de Hevesy, Sur une écriture océanique paraissant d'origine néolithique (mit 3 Taf. Die Inschr. von Mohenjo-Daro und die auf den Holzplatten der Osterinsel weisen dieselben Zeichen auf, doch sind die letzteren noch altertümlicher als jene. Sie sind nicht auf der Osterinsel entstanden, sondern nach glaubhafter polynesischer Tradition vor etwa 900 Jahren hingebracht worden. Sie könnten ins Neolithikon hinaufreichen, ihren Ursprung in der Gegend von Indochina und den benachbarten Archipelen haben und die Grundlage auch für die Schriftsysteme des westl. Asiens und Ägyptens bilden).

Wr.

The China Journal 18 1933:

3 322—30 C. W. Bishop, Rhinoceros and Wild Ox in Ancient China. — 331—3 The General of Great Strength. Translated by Pan Tze-yen. — 333—7 K. Blickle, The Chinese Game of Chess. — 343—4 F. W. Kuck, The Cave Temples of Lung Men.

5 219—24 A. de S. Sowerby, China and the World. — 233—7 Ders., China's Currencies, Ancient and Modern. — 239—41 Ders., China's Population.

19 1933:

1 3—5 The Magnanimous Archer. Translated by Pan Tze-yen. — 6—8 D. F. Miao, Some Chinese Paintings of Deities [Chung Kuei, the Spirit Exorciser. T'ien-Kuan, the Heavenly Official. Sung Tze Kuan Yin, the Goddess of Birth.] — 14—21 A. B. Emmons, The Conquest of Minya Konka.

2 55—6 The Resourceful Woman. Translated by Pan Tze-yen. — 57—62 G. R. Sayer, A Phonetic System for China. — 68—73 Marion H. Duncan, Eastern Tibetian Nomads.

3 107—12 J. C. Ferguson, Writing Appliances. — 112—4 D. F. Mias, The Moon in Chinese Legend. — 115 A. de Sowerby, Han Pottery from Tsi-nan Fu, Shantung.

4 164—7 The Beauty Enticed. Translated by Pan Tze-yen. — 167—73 A. M. Tracey Woodward, Notes on the Minted Coins of China. — 177—81 J. H. Edgar, Tatsienlu, Capital of the Tibetan Marches.

5 219—24 The History of the Shanghai Museum. — 225—7 The Personnel of the Shanghai Museum. — 228—30 Collecting Chinese Antiques. — 231—4 H. E. Gibson, The Evolution of the Chinese Cash. — 240—6 R. Lapwood and Rewi Alley, Hua Shan, the Sacred Mountain of Shensi.

6 277—9 The opening of the Shanghai Museum. — 280—4 Ng Yong-sang, The Temple of No Sorrows. A Cantonese Santa Claus story. — 284—6 Scholar Ts'ui and the fairy maiden. Translated by Pan Tze-yen. — 287—93 A. M. T. Woodward, Notes on the minted coins of China (cont.). — 300—13 F. H. Wells, How much did ancient Egypt influence the design of the Chinese junks?

20 1934:

1 5—24 F. R. Nance, Chinese symbolism. — 24—8 Some players of the magic sword. Translated by Pan Tze-yen. — 33—6 G. Koehler, The Huang Ho and the roads from North China to Sinkiang.

2 70—5 D. F. Miao, The dream in Chinese literature. — 75—7 The skilful masseur. Translated by Pan Tze-yen. — 78—80 Pei Kiu-i, Pi Pa Hang. Translated by Jane Da-Yuen Yu.

4 172—3 The Lucky Idiot. Translated by Pan Tze-yen. — 173—8 C. M. Wilbur, Contribution to a bibliography on Chinese metallic mirrors. E. P. B.

Chronique d'Egypte 15 1933:

24—31 E. Suys, Le puits aux momies (Bericht eines Antwerpeners über seine Ägyptenreise im Jahre 1683, das Original in deutscher Sprache im Besitz der Fondation Egyptologique). — 32—43 Jean-Marie Carré, Voyageurs et écrivains Français en Egypte (Auszug aus einem Werke gleichen Titels, das vom Institut Français du Caire in zwei Bänden veröffentlicht werden wird). — 44—68 W. Spiegelberg, La littérature démotique (Übersetzung des in der ZDMG Bd. 85 erschienenen Aufsatzes). — 69—77 Jean Capart, Tables astronomiques d'Assiout (Bericht über einen Aufsatz von Pogo über die Stundendarstellungen auf MR-Särgen in „Isis" Nr. 50 und 52). — Anschließend Grabungsberichte, Buchbesprechungen, Griech.-röm. Ägypten.

16 1933:

227—33 E. Leclercq, Dans le Delta, avant la Ire Dynastie (Besprechung von Menghin-Ameer, The excavations ... in the neolithic site at Maadi). — 234—9 Jacques Pirenne, A propos du titre de Imira Shema (Besprechung von Kees, Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung I, im Anschluß daran wird die Entwicklung des Titels Sedjaouti Biti dargestellt). — 240—2 Marques de carriers et de

maçons de l'ancien empire (Kurze Behandlung der von Reisner, Mycerinus veröffentlichten Inschriften und Markierungen auf den Blöcken, die einige Schlüsse auf die Arbeitsweise und die Organisation der Arbeiter zulassen). — 243—55 Les aventures d'Horus et Seth (Französische Übersetzung der Geschichte von Horus und Seth [Chester Beatty Nr. 1] im Anschluß an Gardiner). — Anschließend Grabungsberichte (ausführlich Bruyère über Der el-medine), Buchbesprechungen, griech.-röm. Ägypten.
W. Wolf.

Comptes Rendus des Séances (Académie des Inscriptions et Belles Lettres) 1933:

Jan./März 21—4 L. Poinssot, Une inscription de Musti [Tunisie], contemporaine de Magnence. — 82—94 M. A. Moret, Le privilège du fils aîné en Égypte et en Mésopotamie au IIIe millénaire.

April/Juni 193—203 Du Mesnil du Buisson, Rapport sur la sixième campagne des fouilles à Doura-Europos (Syrie). — 243—55 C. Hopkins et Du Mesnil du Buisson, La synagogue de Doura-Europos. — 260—8 F. Cumont, Deux inscriptions de Suse. — 309—20 M. Rostovtzeff, Les archives militaires de Doura.
Juli/Okt. 326—9 A. Moret, La stèle de Napata: Nouveau récit des campagnes de Thoutmès II contre les Mitanniens. — 343—8 G. Millet, La mission archéologique du P. Mécérian dans l'Antiochène.
E. P. B.

The Contemporary Review 144 1933:
812 182—91 W. Collins, Ten Years of Kemalism.
813 337—41 Lydia S. Graham, Japanese Education.
814 419—27 M. Garnett, Japan and the League System. — 439—45 Shoran S. Singha, Ram Mohan Roy: The Father and Founder of Modern India.
815 541—9 A. G. Cardew, The Financial Aspects of the White Paper.
816 697—704 I. Cohen, The Situation in Palestine.

145 1934:
820 421—8 de Lapomarède, The political Upheaval of Siam and the Western Powers. — 444—56 J. Parmenter, Japan's coming Crisis.
821 540—7 H.-S. L. Polak, Wasted Opportunities in India. — 600—7 S. Maccoby, The Emancipation of British Jewry.
822 650—6 C. K. Webster, Japan and China.
E. P. B.

Current History 39 1933:
1 32—44 W. Burton — W. Martin, Japan dominates the Far East (I. The new Balance of Power. II. Can Japan hold her Empire?). E. P. B.

Deutsche Rundschau Jg. 58 Bd. 232 1932:
10 39—44 Th. Oberländer, Ein Besuch bei Bauern in Japan. E. P. B.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 12 1934:
1 49—123 M. Semper, Der persische Anteil an Wolframs Parzival. E. P. B.

Egyptian Religion 1 1933:
3 87—98 Theodor Dombart, Der zweitürmige Tempel-Pylon altägyptischer Baukunst und seine religiöse Symbolik (m. 10 Abb. „Abbild des göttlichen Lichthorizontes oder Himmelstores"). — 99—105 Alexandre Piankoff, Nefer-Toum et Mahes (m. 1 Abb. Urgott in Lotusblumengestalt wird zum Gott des Duftes und der Salben, dem Ḥr-ḥkn-w gleich, und damit zum Abwehrer alles Bösen. Hierzu erhält er Löwengestalt von ihn umgebenden Gottheiten und wird zum M'-ḥs, wenn dieses nicht überhaupt ein Beiname von ihm gewesen ist, wie er es auch von siegreichen Königen war. M'-ḥs wird als Löwe mit dem Kopfschmuck des Nefer-tum dargestellt, mehrfach wie er Feinde in den Kopf oder Nacken beißt. Vielleicht hat hiermit auch der Kampflöwe der Ramessiden zu tun). — 106—16 František Lexa, La légende gnostique sur Pistis Sophia et le mythe ancien égyptien sur l'Oeil de Rê (Pistis Sophia entspricht dem alten Re-Auge, Jesus dem Thot, das Licht dem Re). — 117—21 Jean Capart, Thème religieux ou fantaisie? (m. 2 Abb. Stellt den Zusammenhang einer Skizze auf einem ramessid. Ostrakon mit einem Relief in Edfu zur Diskussion). — 121—6 Samuel A. B. Mercer, Some religious Elements in the Civilisation of Predynastic Egypt (Von den 4 Göttern Seth, Horus, Osiris und Re soll Seth als Gott der 1. Zivilisation ursprünglich im ganzen Niltal verehrt worden sein, Horus, der Gott der 2. Zivilisation, mit einer Einwanderung aus Osten ins Westdelta gelangt sein, Osiris mit einem anderen Schub aus Syrien-Palästina, schließlich Re mit Einwanderern vom Mittelmeer und Osten). — 126—9 Besprechungen.

2 1934:
1 1—5 P. A. A. Boeser, Some Observations on a moral Text in Demotic (a. d. Leidener Pap. Parallelen und Anklänge an Ecclesiasticus). — 6—17 Frank Hudson Hallock, Christianity and the old Egyptian Religion (kritische Auseinandersetzung bes. über die übernommenen Formen von konservativem Standpunkt). — 18—25 Problems, Notes and Reviews (Sam. A. B. Mercer, The Wisdom of Amenemope and Monotheism (wird verneint); Ders., The Nature of Sacrifice in Ancient Egypt (Vf. legt nahe, daß alle Opfer der Versorgung des Gottes und des Toten dienten, daß die Vereinigung mit der Gottheit im hl. Mahl unbekannt war).
2 27—70 Samuel A. B. Mercer, The Wisdom of Amenope (der übersetzte Text wird mit Prov. und ähnlicher Literatur verglichen). — 71—76 Reviews and Notes. Wr.

Elsevier's Maandschrift 44 1934:
1 24—34 Elisabeth H. Korevaar-Hesseling, De Ontwikkeling van de Typen der Byzantijnse Madonna's II.
2 98—107 Elisabeth H. Korevaar-Hesseling, De ontwikkeling van de typen der byzantijnse madonna's III. E. P. B.

The Empire Review and Magazine 58 1933:
391 103—7 B. L. Bellingham, A very ancient University. Al Azhar of Egypt and its Reform.
393 215—20 J. Vijaya-Tunga, Art Movements in India. — 230—4 V. B. Metta, Turkey of To-day.

59 1934:
396 26—36 A. K. Williams, Hyderabad. Where British Enterprise may play a Part. E. P. B.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries-J. B. Hirschfeld in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Curt Kunze, Leipzig.